Reclams Universal-Bibliothek

Nr. 5156

Joseph Aug. Lux

Die Kunst im eigenen Heim

Ratgeber für die Ausstattung der Mietwohnung



Die Kunst im eigenen Heim

Ratgeber
für die Ausstattung der Mietwohnung

Von

Joseph Aug. Lux

Mit zwei Abbildungen

Leipzig

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Vorwort.

Der Geschmack in Wohnungssachen hat in den letzten fünfzehn Jahren eine durchgreifende Umwälzung erfahren. Fast jedermann sieht sich genötigt, in seinem häuslichen Umkreis dem veränderten Zeitgeist Rechnung zu tragen. Wir haben es heute mit Möbelformen und Ausstattungsprinzipien zu tun, die grundverschieden von denen sind, die vor fünfzehn Jahren Gemeingut waren. Von England ausgehend, haben sich neue Konstruktionsprinzipien auch bei uns Geltung verschafft. Das Schaffen der Künstler, die sich dem Gewerbe zugewendet hatten, förderte die Entwicklung eines neuen Wohnungsstils, der den einschlägigen Produktionszweigen, dem Möbelmarkt, und folglich dem bürgerlichen Heim eine ganz neue Physiognomie aufdrückte. Der Belgier van de Velde hat in Deutschland bahnbrechend gewirkt und in gewisser Beziehung das englische und schottische Beispiel übertroffen. Andere Künstler in Deutschland sind diesen Anregungen gefolgt, teils mit großer Selbständigkeit ihre Eigenart betonend, teils die dargebotenen Beispiele und Vorbilder verwertend und zu allgemeinen Typen umformend. Unter den schöpferischen Künstlern sind als die wichtigsten neben van de Velde zu nennen: Pankok, Obrist, Behrens, Olbrich, sowie der Künstlerkreis der Wiener Werkstätte mit Joseph Hoffmann und Kolo Moser an der Spitze. Zu den Typenbildnern gehören Bruno Paul, Riemerschmied, Schultze-Naumburg. Hieran schließt sich ein starker kunstgewerblicher Nachwuchs, Möbelzeichner, die in allen Städten und größeren Betrieben

mit mehr oder weniger Geschick den empfangenen Direktiven folgen. Die neuen allgemeinen Grundsätze, die natürlich auch der persönlichsten Schöpfung zugrunde liegen (das Persönliche ist immer der künstlerische Mehrwert), fangen an, Gemeingut zu werden. Immer weitere Kreise des Publikums interessieren sich dafür, um für die eigenen Anschaffungen sichere Anhaltspunkte zu gewinnen. Diesem Zweck dienen die folgenden Ausführungen.

Die hier formulierten Erfahrungssätze hat der Autor als gewissenhafter Beobachter und Wortführer der deutschen Kunstgewerbebewegung, die im Prinzip abgeschlossen ist und feststeht — wenngleich es für den künstlerischen Genius weder Abschluß noch Stillstand gibt — gewonnen; mögen sie in dieser populären Form als Schlußstein dieses mehr als zehnjährigen geistigen Anteils nun einem weiten Publikum, das Belehrung und Förderung in seinen Geschmacksbedürfnissen sucht, zum Nutzen gereichen.

Joseph Aug. Lux.

Die Kunst im eigenen Heim.

1. Tradition und Neuzeit.

Ein verblühtes Lächeln von Liebenswürdigkeit und lebensfrohem Behagen ist an den Dingen der Biedermeierzeit abzulesen. Zu den hellgelben Kirschholzmöbeln oder den nachgedunkelten Mahagonimöbeln, zu der unerdenklichen Fülle von Formen, Schränken und Tischen aller Art, Damenschreibtischen und Nähtischen, stummen Aufwärtern und Kommoden, zu den großblumigen Möbelbezügen und den hellen Gardinen, den Blumen am Fenster und den gestickten Glockenzügen, zu all der gefühlsseligen Geburtstagslyrik, die den Proben des häuslichen Kunstfleißes von den Schlummerkissen bis zu des Hausvaters Samtkäppchen oder Samtpantoffeln, eingewebt war, gehören die Locken an der Schläfe, unter den bebänderten Florentinerhüten hervorquellend, die weißen duftigen Tüllkleider oder schwere Seide in abgetönten sentimentalen Farben, Heliotrop, Dunkellila, Altrosa und Schwarz. Schwinds Frauengestalten mag man sich dabei gerne vorstellen. Der spätgeborene Enkel blickt mit einer gewissen affektierten, halb spöttischen, halb gönnerhaften Überlegenheit, hinter der sich nur allzuoft eine

unbefriedigte Sehnsucht verbirgt, auf jene großelterlichen Tage zurück, in denen sich das Bürgertum auf seine Art auslebte, und zu jener Einheit der Lebensäußerungen gelangte, welche die Bezeichnung Stil verdient. Eine spätere Zeit hat diesen Stil „Biedermeier“ getauft. In diesem Worte verdichtet sich für uns die Vorstellung einer vollkommen durchgebildeten bodenständigen Kultur, die in ungebrochener Linie von den gewöhnlichen Tageserscheinungen bis zu den Gipfelpunkten, welche die Namen Grillparzer, Schubert, Schwind bezeichnen, emporsteigt. Und ein sonnenhaftes Lächeln umspielt heute alle Lippen, welche dieses Wort nennen. Man war nicht immer so freundlich gesinnt. Die jüngst verwichene Zeit, die dem Kultus der historischen Stile frönte, hat in das Wort Biedermeier jenes Maß von unsäglicher Verachtung hineingelegt, die der Kosmopolit, auch der vermeintliche, für das Spießbürgertum immer bereit hat. Das Wort war eigentlich nur gemünzt als Bettelpfennig für alles Lächerliche, Gezierte, Hausbackene, Philisterhafte, das man, wenn man durchaus will, der Schmachtlockenzeit anmerken konnte. Aber die Zeiten haben sich gründlich geändert und der Kosmopolitismus, der in allen Stilepochen lebte und einen wahren Unrat von Geschmacklosigkeit und Widersinnigkeit häufte, hat einen gräßlichen Katzenjammer hinterlassen. Wir suchen heut alle volkstümlichen Kunstelemente auf, die wurzelhaft sind, sofern sie nicht in den letzten fünfzig Jahren mit Stumpf und Stiel ausgerottet wurden. Wir knüpfen dort wieder an, um uns durch ihr Vorbild zu stärken, damit auch wir zu Formen gelangen, in denen unser Volk und unsere Zeit lebt und die vom gewöhnlichsten Alltag bis zu den ergreifendsten Äuße-

rungen festlicher Weihe nur eine ungebrochene Linie aufweisen.

Und wie es oft erging, was anfänglich Schimpfwort war, ward späterhin Ehrentitel. Biedermeiers Ehrenrettung kann nicht schlagender dokumentiert werden, als durch den liebevollen Eifer, der das alte Gerümpel vom Speicher, wohin es jahrzehntelang verbannt war, wieder herunterholt und in den schönsten Zimmern aufstellt. Das ist gewiß ein rührender, herzerfreuender Vorgang, wenn sie wirklich alter Familienbesitz, wenn sie also echt sind. Zwar werden solche Zimmer, die vollständig mit altem Hausrat angefüllt sind, den Eindruck eines Museums machen, aber ein solches Familienmuseum, mit dem sich viele freundliche Erinnerungen verknüpfen, wird immer ein besonderer Schatz sein. Weit über den persönlichen Wert hinaus, besitzen sie die Kraft eines lehrreichen Beispiels, das für den Ausbau unserer häuslichen Kultur im großen Sinne vorbildlich ist. Sie sind die Vorläufer des modernen Möbels. Mit ihrer bezwingenden Einfachheit und Anspruchslosigkeit waren die Räume geeignet, die Gebärden und Bewegungen jener gemüt- und geistvollen Menschen maßvoll aufzunehmen, die Stimme des Geistes und Herzens austönen zu lassen, ohne sie durch den Unrat der Geschmacklosigkeit, durch die Wirrnis von Schnörkel und Stilbrocken, in denen babylonisch die Sprachen aller Zeiten und Völker ertönen, zu beschämen und lächerlich zu machen. Aus allen Winkeln jener Interieurs, zwischen dem ernsten, einfachen Hausrat, hinter den weißen Gardinen und zwischen den Blumen am Fenster winkt der genius loci freundlich hervor, und es ist kein Stuhl und kein Schrank, kein Gegenstand des

Gebrauches, der nicht den Geist der Vorfahren trüge, ihre Taten, ihre Ideale, das Wesen ihrer Persönlichkeit und ihr Gedächtnis überlieferte. So erscheint uns Späteren das großväterische, anspruchslose Biedermeierzimmer als das traute Heim von Menschen, denen die Heimat nicht nur ein Wort oder Begriff war, sondern der gesetzmäßige, künstlerische Ausdruck der Persönlichkeit in den Gegenständen der Häuslichkeit. Die Interieurs früherer Epochen, die der Biedermeierzeit vorausgehen, besitzen keine solche Vorbildlichkeit. Auch nicht das Empiremöbel, in dem die große Historie des barocken Zeitalters ausklingt. Denn die Voraussetzungen, die jene historischen Formen geschaffen haben, sind von den heutigen grundverschieden. Hof und Kirche herrschten auch in Kunst und Kunstgewerbe. Aber es ist für die Einheit jener Kultur bezeichnend, daß die überladenen Formen, in denen das Machtbewußtsein der weltlichen und geistigen Herrschaft adäquaten Ausdruck fand, in einem Grade volkstümlich wurden, daß sie schließlich bis in den einfachsten Haushalt eindrangen, als Abglanz absolutistischer und sazerdotaler Herrlichkeit. Die Armut der barocken Originalschöpfungen, die nicht über die Repräsentationsräume hinausgingen und das persönliche oder private Leben in einem Zustand grenzenloser Verlassenheit beließen, ist noch wenig beachtet. Dem Parvenü am Ende des Jahrhunderts erging es wie den Kindern mit dem Märchenkönig: „Wie wohnten doch die Könige so schön!“ ruft er in den Prunksälen eines alten Barockschlosses aus, „so möchte ich es auch haben!“ Und alsbald hat er eine stilgerechte Einrichtung, alles in billigster, banalster Nachahmung. Das Um und Auf der barocken Interieurs bestand

aus Stühlen und Tischen, aus dem Paradebett und dem Sofa. Im übrigen wohnten auch die Fürsten in einem denkbar schlechten Zustand und entbehrten alle Bequemlichkeit, die heutzutage jedem gewöhnlichen Sterblichen eine selbstverständliche und unentbehrliche Sache ist. Wer die prunkenden Barockpaläste durchwandert, die von den alten Adelsgeschlechtern noch bewohnt werden, findet am Ende der überladenen Prunksäle, gewöhnlich im Obergeschoß, einige einfache, mit bürgerlicher Behaglichkeit, meistens im Empire- oder Biedermeierstil eingerichtete Gemächer. Das ist die eigentliche Wohnung der Familie. Es liegt eine feine Ironie in dieser Erscheinung, daß der Adlige, der Fürst, um der niederdrückenden Wucht seiner Repräsentationspflichten zu entgehen, seine Zuflucht zur bürgerlichen Schlichtheit und Bequemlichkeit nimmt, während der Parvenü des 19. Jahrhunderts all sein Behagen hingibt für das bißchen Talmiglanz einer „stilgerechten“ Wohnung. In der Tat mußte der ganze Reigen historischer Stile in atemloser Hetze wiederkehren, ehe man sich wieder zu dem vernünftigen Standpunkte zurückfand, auf dem bereits unsere Großeltern standen. Die ganze Barocke hat nicht eine Form übriggelassen, die für die heutige Kultur brauchbar wäre. Sie bedeutet einen Abschluß. Die französische Revolution hat sie nebst dem ganzen absolutistischen Königtum hinweggefegt. Ein strammer militärischer Zug geht durch die nächsten Jahrzehnte. Der kaiserliche Stil trägt den Bedürfnissen der Zeit Rechnung, aber Empire ist noch sehr aristokratisch. Mit dem Glanz der Napoleonzeit verschwand auch der Empirestil; aus dem Kosmopolitismus und seinem politischen Katzenjammer flüchtete man ins alte romantische Land, Uhland, Eichendorff,

Schubert weckten die schwärmerische Liebe zur Natur, und ein Einschlag des ländlichen Elementes, wohl auch schon damals der Einfluß Englands in Modedingen, führte zu den biderben, quadratischen und zylindrischen Formen des Biedermeier-Möbels, an dem Reminiszenzen aus dem Barock- und Empirestil als dekorative Details hängenblieben. Das Bürgertum schafft die Formen, die es braucht. Es will nicht glänzen, nicht präsentieren, sondern bequem und behaglich leben. Es erfüllt seine Forderungen mit strenger Sachlichkeit und zugleich mit einem Erfindungsreichtum, der erstaunlich ist. Unsere Möbeltypen wurden damals geschaffen. Und es bewahrt meistens eine Feinsinnigkeit, von der wir uns nicht immer einen richtigen Begriff gebildet haben. Es ist die Zeit Adalbert Stifters. Er ist der vollgültige Repräsentant seiner Zeit. Biedermeier im besten Sinne. Er erschließt uns die Interieurs seiner Zeit und die Interieurs seiner Traumwelt, und läßt uns alles miterleben, was wir beim Betreten eines Altwiener Raumes heute noch nachzuempfinden vermögen. Alle Räume dieser Art sind schwer zugänglicher Privatbesitz, nur mehr spärlich in Vollständigkeit erhalten, meistens als Trödelgut verschleudert, da und dort ein Stück. Die Museen, die im Banne der Kunstgeschichte stehen, hielten sich für zu vornehm, diese Dinge zu sammeln und auch die Lebensart unserer Großeltern zu zeigen.

Nun wird die Frage laut, was wir mit diesen verjährten Dingen, die so freundlich zu uns sprechen, anfangen sollen. Sie nachahmen? Das hieße ein altes Laster, das wir beim Haupttor hinaustreiben, durch ein Hinterpförtchen wieder hereinlassen und den Zirkel der Stilhetze mit diesem letzten Glied schließen.

Wie von allem Vergangenen, trennt uns auch von der Biedermeierzeit eine tiefe Kluft. Dennoch sind diese Dinge wertvoll durch das Beispiel, das sie lehren. Sie lehren, wie die Menschen von damals sich's bequem und gemütlich nach ihrer Art einrichteten, und solcherart zu Ausdrucksformen gelangten, die organisch aus dem Leben und seinen Forderungen hervorgegangen waren, vielleicht hier und da ein bißchen unbeholfen und schwerfällig, im ganzen aber unbekümmert, treuherzig und bieder. Sie lehren, daß wir es auch so machen müssen. Der Lebende behält Recht. Viele Dinge sind konstruktiv so vollkommen, daß man sie fast unverändert aufnehmen könnte, wenn nicht unsere Zeit doch wieder ihre eigene Art hätte, sich auszuprägen. Was uns vom Biedermeier trennt, sechzig, achtzig Jahre einer technischen, sozialen, wirtschaftlichen, künstlerischen Entwicklung, mußte eine durchgreifende Veränderung des Lebensbildes herbeiführen. Schämen wir uns der Gegenwart nicht. Während vor dem Hause das Automobil, das Fahrrad, die elektrischen Bahnen vorbeirasen, können wir im Innern des Hauses, wo wir alle technischen Vorteile auszunutzen suchen, vom Telephon bis zu den elektrischen Glühkörpern, nicht den historischen Biedermeier spielen. Das hieße, da wir uns eben altdeutsch gefühlt haben, eine Rolle mit der anderen vertauschen. Wohl aber können wir Biedermeier im modernsten Sinne sein, indem wir uns treu zu dem bekennen, was unserer Zeit gemäß ist, so wie es unsere Großväter für ihre Zeit getan haben. Dann wird sich von selbst ein gewisser verwandtschaftlicher Zug mit den vergangenen Dingen der Heimat herausstellen, wie denn überhaupt alles Echte, aus wirklichem Bedürfnis Herausgeborene, trotz großer zeitlicher Tren-

nung verwandter ist, als man denkt. Denn immer ist der Mensch das Maß der Dinge. Auch die Erzeugnisse alter Kultur wecken in unserem modernen Gefühl ein Echo.

---

2. Der Raum.

Das Gegebene an der Mietwohnung ist der leere Raum mit den ihn begrenzenden quadratischen Flächen der vier Wände, des Bodens und der Decke. Die unerschöpfliche Aufgabe ist nun, diesen rechtwinkligen Raum mit Wohngerät anzufüllen und in zweckmäßiger und ästhetischer Form zu gliedern. Hier ist alles auf Beweglichkeit gestellt. Es muß von vornherein damit gerechnet werden, daß das Hausgerät leicht fortzuschaffen und in einem anderen Raum mit mehr oder weniger quadratischer Grundfläche aufstellbar ist. Aber das ist kein Grund, daß ein solcher Raum, der einigermaßen vom Nomadendasein bestimmt ist, einer ästhetisch befriedigenden Lösung entbehre. Für die Mietwohnung kommt das Einzelmöbel in Betracht. Es hat die Aufgabe, nicht nur im höchsten Grade rationell zu sein, was Raumausmaß und Zweckdienlichkeit betrifft; es soll von vornherein die Bestimmung erfüllen, die ihm der Mietsraum auferlegt. Dabei soll es gut gearbeitet sein, in Materialbehandlung und Farbengebung, Konstruktion usw. alle Anforderungen des guten Geschmackes erfüllen. Kurz gesagt, es soll schön sein, schön im besten Sinne, auch ohne besonderen Schmuck, und obendrein: es soll billig sein. Sehr viel auf einmal.

Ein zweiter Grundsatz tritt zu dem ersten und kompliziert die Aufgabe. Dieses einzelne Möbel ist

keinesfalls ein „Ding an sich“. Das einzelne Möbel steht nicht allein im Wohnraum, wie etwa eine schöne Plastik allein im Raum stehen soll. Das einzelne Möbel hat immerhin noch eine Beziehung zu anderen Möbeln auszudrücken. Trotzdem also das Möbel der Mietwohnung ein in sich fertiges, vollkommenes Stück ist, kommt für die Gestaltung des Wohnraumes das Verhältnis der Möbelstücke zu einander dennoch sehr in Betracht. Es wird davon abhängen, ob man den Wohnraum als schön empfinden kann oder nicht. Das Möbel an sich und die Möbel untereinander werden hier noch eine genaue Untersuchung finden. Es gilt nur von vornherein anzudeuten, daß die formale Lösung des Mietproblems von der Art abhängt, wie die Wand und die Grundfläche vom Hausgerät gegliedert werden.

---

3. Die Wand.

Das leere Gehäuse der Mietwohnung, das wir zur Raumgestaltung übernehmen, ist allerdings von Haus aus gegliedert durch die Fenster und Türen. Das Fenster und die Tür geben der Wand von vornherein ein Gepräge, das zur Auseinandersetzung zwingt. Festzuhalten ist, daß die Wand eine Fläche von quadratischer Grundform darstellt. Die Wand selbst stellt nichts als eine räumliche Abgrenzung dar, die als solche noch keinen selbständigen Wert besitzt. Künstlerisches Leben empfängt sie erst durch die Gliederung in übereinstimmende, harmonische Verhältnisse.

Wenn diese Erkenntnis allgemein wird, ist zu hoffen, daß die gröbsten Fehler, schon von Haus aus durch die verfehlten Tür- und Fensteranlagen began-

gen, vermieden werden. Niedere Türen, die das menschliche Maß nur um ein geringes überragen, können in den verhältnismäßig kleinen Mietwohnungen nur als Vorzug gelten. Sie gestatten zunächst die Übereinstimmung mit dem Höhenmaße einzelner für den Gesamteindruck entscheidender Mobiliarstücke, sowie mit der Bilderhöhe. Dagegen ist mit einer von übermäßig hohen und breiten Flügeltüren unterbrochenen Wand nichts anzufangen. In den weitaus meisten Fällen werden wir es auch vorziehen, daß die Tür nicht die Mitte der Wand durchbreche, sondern seitlich gerückt sei, um eine möglichst große Wandfläche frei zu lassen. Die Enfilade, eine Fluchtreihe großer Türblicke, gehört dem Palast an; sie ist auf Mietwohnungsverhältnisse übergegangen. Wir begegnen ihr nirgends, wo die bürgerliche Kultur Tradition ist, wie in England und Holland, noch weniger natürlich im Bauernhaus.

Es wird im allgemeinen zu wenig bemerkt, daß die Wohnräume des Miethauses hoch, viel zu hoch bemessen sind. Gesundheitspolizeiliche Rücksichten haben zu ganz unmöglichen Verordnungen geführt. Es ist ein Irrtum, daß hohe Wohnräume gesünder sind als niedere, es kommt nur auf die Lüftungsmöglichkeit an. Hohe Wohnräume sind nach den übereinstimmenden Erfahrungen schlechter zu lüften als niedere. Die Lüftungsfrage steht mit dem Fenster in Zusammenhang. In hohen Wohnräumen können die Fenster niemals hoch genug hinaufreichen, um die an der Decke stehende, verdorbene Luft abziehen zu lassen. Dagegen kann dies ganz leicht in niederbemessenen Räumen der Fall sein. Hohe Räume sind gesundheitlich auch aus dem anderen Grunde im Nachteil, weil sie sehr schlecht

zu erwärmen sind. Die Wärme steht immer im hohen Luftraum, und der Fußboden wird von der großen Abkühlungsfläche der Fenster her immer mit Kälte erfüllt. Während des Sommers ist es umgekehrt, es ist kein Schutz vor der eindringenden Hitze. Von den Gesundheitsfragen abgesehen, kommt das Fenster als Lichtquelle und als Wandgliederung in Betracht. In beiden Fällen ist das Ziel in einer großen, einfachen Flächenbildung zu sehen. Zwei Fenster zerreißen die Wand und stellen in der Regel eine sehr ungünstige Belichtung her. Die beiden Seitenwände empfangen nur grelles Streiflicht, und der Mittelpfeiler zwischen den beiden Fenstern legt einen Schattenkegel mitten ins Zimmer. Außerdem geht die Wand, von der nur mehr sehr wenig übrigbleibt, für eine zweckmäßige Durchbildung verloren. Diese Übelstände sind zum Teil schon klar erkannt. Sie führen dazu, daß man beide Fenster in der Mitte zusammenschiebt, sie zu einem einzigen breiten Fenster verbindet, das einen gleichmäßig angenehmen Lichteinfall gewährt und links und rechts breite Wandteile für die rationelle Anordnung des Hausrates erübrigt. Also keine Palastfenster und keine Palasttüren für die Mitwohnung, keine Supraporten oder schlechtes Schnitzwerk, sondern, wenn's nicht reicht, lieber einfaches, glattes Holzwerk, das nur den Zweck erfüllt und nicht stört. Ferner keine hohen Räume, die schlecht zu lüften und schlecht zu erwärmen sind. Im niederen Raum wächst der Mensch. Es muß natürlich auch hierin das Maß gefunden werden.

---

4. Das Bild.

Für die Hängung der Bilder ist entscheidend, daß nicht die Wand die Hauptsache und das Bild der bloße hinzutretende Schmuck, sondern daß die Wand bloß Hintergrund und das Bild die Beseelung und Belebung der Fläche ist. Wer von diesem Grundsatz ausgeht, wird bei der Hängung seiner Bilder nicht leicht einen Mißgriff tun. Man wird die Wand als Hintergrund behandeln und sie daher so anspruchslos halten, als immerhin möglich. Die beliebten Tapetenblumen können der Bildwirkung immer nur schädlich sein. Man wird seine Wände nur weißen lassen, was am schönsten ist, oder man wird sie in einfachen ruhigen Farben halten und sich auf die ruhige Tonwirkung beschränken, die allerdings ein feines Farbengefühl bedingt. Sparsam verteilt und in menschlich dimensionierter Höhe müssen die Bilder gehalten sein, denn sie sollen mit ihrem Inhalt deutlich zu dem Beschauer sprechen. Wir werden trachten, die Bilder so anzubringen, daß sie mit dem oberen Rahmenende in einer Horizontale liegen, sich also in gleicher Höhe befinden, wofür die obere Rahmenkante die Grenze bildet. Sind die Türen nicht allzu hoch, so kann man sie mit dieser oberen Kante in derselben Höhe anbringen. Man wird dadurch Ruhe und Einheit in den Raum bringen. Die auf S. 24 folgende Skizze veranschaulicht dieses Prinzip. Sämtliche größeren Bilder sowie der Spiegel sind in dem Biedermeier-Interieurentwurf von Danhauser in derselben Höhe wie die Tür angebracht, so daß die obere Kante der Tür und der Bilder in ein und derselben Horizontale liegen. Überdies ist auch

darauf Bedacht genommen, daß die Bilder sich zugleich in der Vertikalachse ihres betreffenden Wandteiles befinden. Demzufolge haben kleinere Bilder, die wegen ihres intimen Formates unterhalb der großen Bilder zu hängen kommen, sich auf derselben Vertikalachse zu befinden, wie der Wandteil rechts vom Ofen veranschaulicht. Alles ist auf Symmetrie gestellt. Dieses Hängungsprinzip wird aus dem der Interieurskizze beigegebenen Schema (S. 25) deutlich. Soll in einem Raum mit seinen Bildern Harmonie herrschen, so muß nicht nur auf Symmetrie, sondern auch auf ein gewisses Gleichgewichtsverhältnis Bedacht genommen werden, das heißt es haben sich die Möbel in einem gewissen rhythmischen Zusammenhang mit den Bildern zu befinden, wofür das Gefühl entscheidet, ganz abgesehen davon, daß der verschiedenartige Hausrat unabsehbare Möglichkeiten einräumt. Eine Regel läßt sich dafür nicht aufstellen. Für alle Fälle aber wird das an diesen Skizzen erläuterte Prinzip von der Horizontal- und Vertikalachse grundlegend sein und vor Verstößen bewahren.

Hier wäre es am Platze, ein Wort über den Rahmen zu sagen. Der Rahmen hat die Bedeutung einer Grenze, welche die Welt des Bildes von der Umgebung abschließt. Er soll das Bild heben und daher selbst einfach und anspruchslos sein. Um das Bild zu heben, hat man außer Gold auch sonstige Farben versucht, die gute Wirkung haben, wobei freilich als Grundsatz zu beachten ist, daß es eine Farbe sei, die im Bilde nicht vorkommt und die einen komplementären Gegensatz bildet. Der Form nach werden immer die geraden Leisten am besten sein; vor den verzierten Rahmen, den sogenannten „Kunsthändlerrahmen", ist durch-

aus zu warnen. Es wird häufig die Frage aufgeworfen, ob man den weißen Rand an reproduzierten Blättern stehen lassen soll. Bei Radierungen, die den Plattenrand haben, ist der weiße Rand sicherlich von großer Berechtigung, in allen Fällen aber ist er an und für sich schon ein Rahmen. Man muß sich in diesem Falle begnügen, einen ganz einfachen, schmalen Holzrahmen herumzulegen, der ganz gut weiß sein kann, ja, man braucht nur einen schmalen Streifen Papier um den Glasplattenrand umzukleben, um des vorteilhaftesten Aussehens gewiß zu sein.

---

5. Der Hausrat.

Die Frage ist nun, welche Möbel die durchschnittliche Mietwohnung braucht und welchen Anforderungen diese Möbelformen zu entsprechen haben. Der Besteller soll sich Rechenschaft geben können über seine persönlichen Bedürfnisse, wenn er darauf rechnet, einen sachdienlichen, zweckentsprechenden Hausrat zu bekommen. Wir nehmen zunächst an, daß es sich um ein Schlafzimmer handelt und um die notwendigen Schränke für Wäsche und Kleider. Also zunächst um einen Kleiderschrank, der, wenn er sehr viel zu fassen hat, aus mehreren, zu einander passenden Teilen zusammengestellt werden muß, damit er als Einzelmöbel eine nicht zu ungeheuerliche Form bekommt. Wir müssen daran denken, daß ein solcher Schrank viele Fächer zum Legen und zum Hängen enthalten muß. In den oberen Teilen ein Fach für weiche Hüte, unten ein Fach für Schuhe, ein langes Hängefach für Hosen, ein Hängefach für Röcke, eine Lade für Westen, herausziehbare

Fächer für Nachtwäsche, Unterwäsche und Hemden, ebensolche kleine Fächer für Socken und Taschentücher, mehrere kleine Laden für Bürsten, Kämme, Knöpfe, Nadeln, für Handschuhe, für Kragen, eine höhere Lade für Manschetten, womöglich ein Fach mit einem herausziehbaren Spiegel, der aufzustellen ist, und wenn alle diese Notwendigkeiten ermittelt sind, ist zu erwägen, daß die Einteilung praktisch und handgerecht anzuordnen und in entsprechenden Ausmessungen zu halten ist, wobei man die Maße für die Höhe, Breite und Tiefe der einzelnen Fächer und Laden nach den Gegenständen bestimmt, die darin unterzubringen sind. Wir denken dabei, daß in der Mietwohnung der Raum beschränkt und die Dienerschaft gering ist, und daß jeder am besten sein eigener Diener ist. Deshalb müssen Einrichtungen vorgesehen werden, welche eine Unordnung nach Möglichkeit erschweren. Schließlich ist auch daran zu denken, daß ein solcher Schrank für einen einzelnen Menschen, für die Junggesellenwohnung oder für die Herrenwohnung vollständig genügen muß. Der Hauswäscheschrank ist nicht in erster Linie für Junggesellen- oder Männerbedürfnisse vorgesehen, sondern für die Bedürfnisse der Hausfrau. Sie will in regelmäßigen Abständen Fächer zum Einteilen der Wäsche darin sehen; sie will auch Fächer zum Hängen haben, um ihre schönen Kleider darin aufzubewahren. Sie braucht auch ein angemessenes, hohes, mittels einer Tür verschließbares Fach für ihre Hüte, mehrere seichte Laden für Schleier, Spitzen, Handschuhe, Seidentücher und einige schmale Laden für Schmuck, Nadeln und Ähnliches. Auch dieser Wäscheschrank und Kleiderschrank kann seines Umfanges wegen nur in mehreren Teilen kombiniert und nach Maßgabe des Bedarfes

vergrößert und die Wände entlang beliebig fortgesetzt werden, sei es in Teilen zum Hängen, oder in Teilen mit Fächern zum Legen, oder in Teilen mit Laden, wobei zu beachten ist, daß in regelmäßiger Wiederkehr die hohen Schrankteile von niederen Teilen unterbrochen und in der Anordnung dieser Raumgrößen eine gewisse rhythmische Abwechslung geschaffen werden kann. Die Hausfrau denkt gewiß auch an einen Toilettespiegel, der möglichst tief herabreicht, um die ganze Figur zu zeigen, links und rechts eine Kasteneinteilung mit Laden enthält, die vorn oder seitlich herauszuziehen sind und sämtliche Toilettutensilien enthalten. Im Sockel des Spiegels, der gesimsartig vorspringt, mag man sich auch ein verschließbares Fach denken. Es ist gut, wenn Nachtkästchen und Bett in einer gewissen gleichen Höhe abschließen. Es ist überhaupt ein großer Vorzug, wenn darauf gesehen wird, daß die Höhe der Möbelstücke untereinander nicht allzu willkürlich variiert. Ein auf zwei bis drei Höhenmaße beschränkter Gleichklang innerhalb eines Raumes, und dieser Gleichklang in möglichst rhythmischer abwechselnder Wiederkehr, wird eine harmonische Wirkung ergeben.

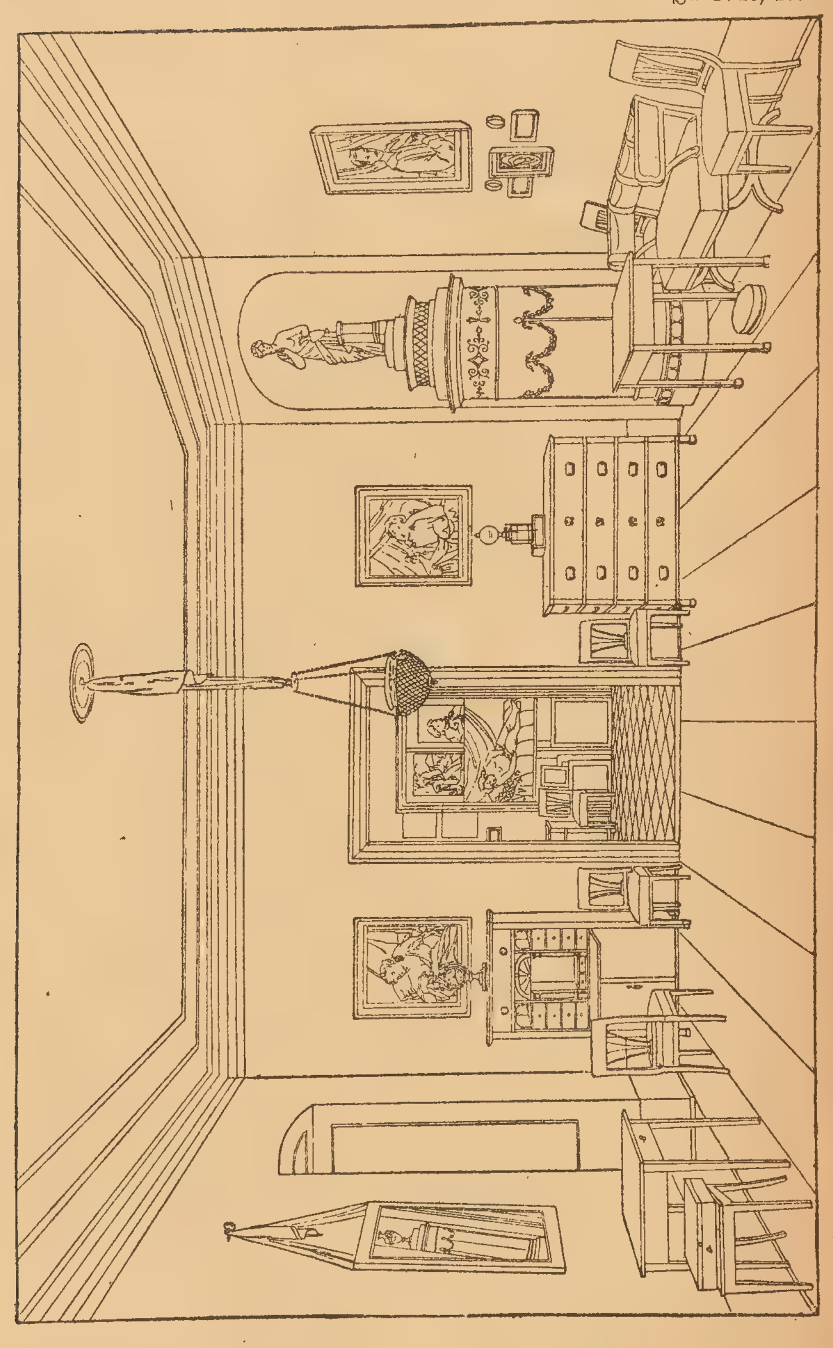
Auch beim Speisezimmer hat man sich sehr genau Rechenschaft zu geben über die Menge und Art des Kleingerätes, der großen und kleinen Porzellan- und Glasservice, die wir in einem Büfett unterzubringen haben, über die Laden und Fächer für die Tischwäsche, für die Bestecke, für die Glasgarnituren, für die Kaffee- und Teeservice und wenn dies feststeht, werden wir erst die passende Einteilung des unteren Kastens und des Aufsatzes vornehmen und gerne darauf achten, daß namentlich in dem Aufsatzstück jedes einzelne Fach

gerade hinreicht, je ein solches Service oder eine solche Garnitur von Gläsern aufzunehmen, wenn wir Wert darauf legen, daß jedes Ding an seinem Platze steht und nichts vermengt wird, was nicht zusammengehört. Wir werden auch darauf sehen, daß die Anrichte- und die Abstellplatte des Büfetts groß genug und hoch genug ist, um es beim Servieren möglichst bequem zu haben. Wir sehen, daß in allen diesen Fällen das Maß an dem Menschen und seinen Bedürfnissen zu nehmen ist, und daß wir auf diesem Wege bei fortwährender Prüfung des Lebens zu einem organischen Typus kommen, der eine neue Form darstellt und in den meisten Fällen vollauf entsprechen wird. Beim Speisetisch ist zu beachten, daß auf jede Person mindestens 80 cm Breite zu rechnen ist, und daß er von vornherein auf eine Personenzahl anzulegen ist, die nicht niedriger als die Zahl der Grazien und nicht höher als die Zahl der Musen ist, also mindestens für drei und höchstens für neun Personen. Daß solche Tische ausziehbar sind, um auf die vorhandene Personenzahl eingestellt zu werden, versteht sich von selbst.

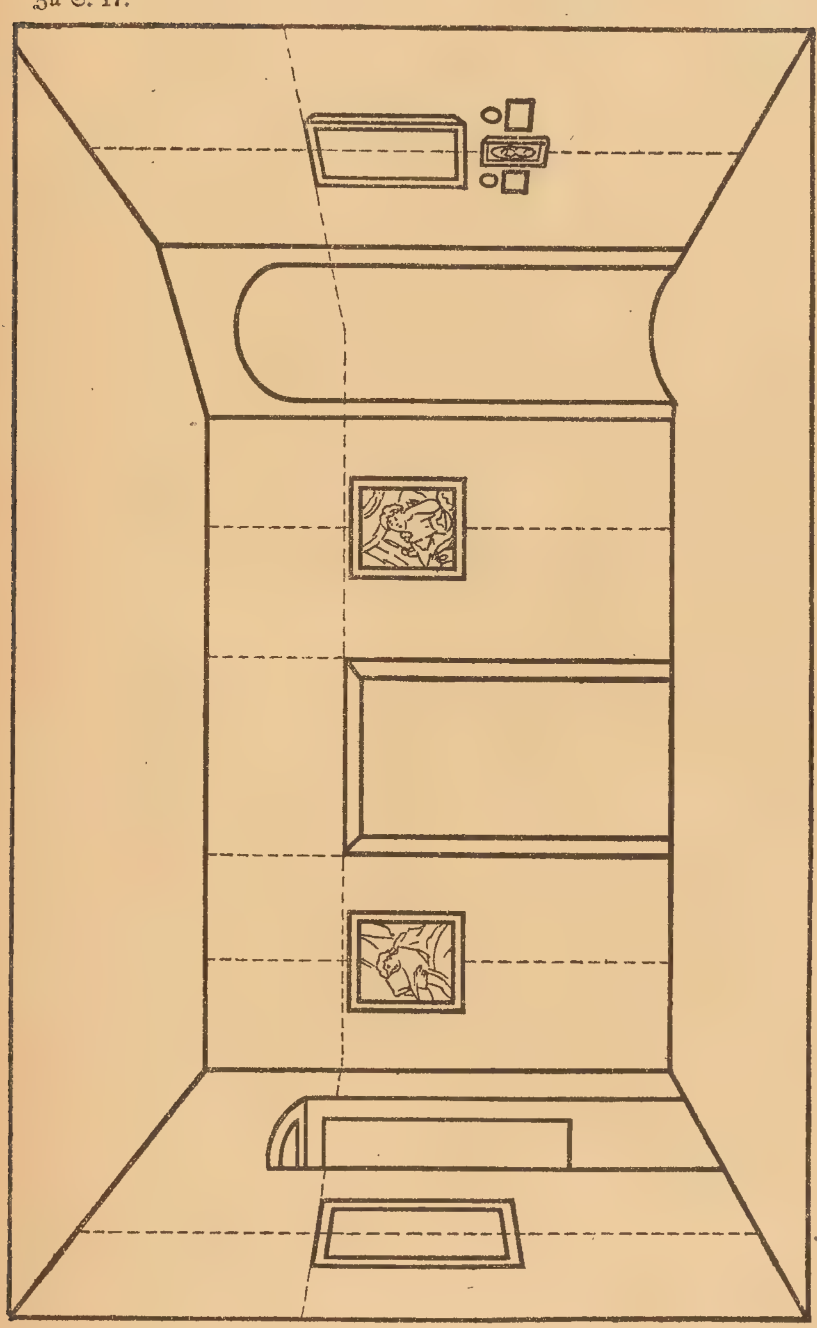
Vor dem Speisezimmer ist an die Küche zu denken und zu beachten, daß hier nicht nur Geschirre, sondern auch Kochvorräte aufzubewahren sind. Hier braucht man einen Schrank mit entsprechenden Laden für den Handvorrat an Mehl, Zucker, Hülsenfrüchten, Reis und ähnlichen Nahrungsmitteln, kleine Laden für Gewürzvorräte, Fächer mit Flaschen, Büchsen und sonstige Vorräte in Paketform, und zu unterst Fächer für ganz große Flaschen und Töpfe mit kulinarischen Vorräten. In dem Geschirrschrank will man das Eisengeschirr von dem Tongeschirr trennen und eigene Fächer für das Glas, für Porzellan und Steingut

haben, Laden für Löffel, Küchenbestecke und schließlich auch ein Fach für die notwendige Küchenwäsche. Vom Küchentisch wird verlangt, daß er eine entsprechend große Platte aus hartem, scheuerbarem, ungestrichenem Holze trägt. Je nach den persönlichen Bedürfnissen werden diese Küchenanordnungen entweder sehr groß und umfangreich sein müssen, die Vorräte an Nahrungsmitteln und Geschirren in verschiedenen, nach diesen Gesichtspunkten zweckmäßig konstruierten Schränken aufbewahrt werden, oder aber, es wird bei kleinerem Bedarf nebst dem Tisch ein Schrank genügen, ja, es gibt amerikanische Küchenmöbel, raffiniert konstruiert, die alles in einem enthalten, Tisch, Geschirrschrank und Nahrungsmittelschrank. In den Mietwohnungen sind die Küchen übel daran, weil sie klein beschaffen sind wie alle Nutzräume, eine höchst verkehrte Einrichtung, die das Leben in solchen Wohnungen höchst unbequem macht. Dazu kommt die Unsitte, daß in der Regel das schönste und beste Zimmer in den beschränkten Mietwohnungen für die bloße Repräsentation vorgesehen wird. Man will einen Salon haben, das Überflüssigste der Welt. Man wohnt darin nicht, man benutzt ihn nicht, man zeigt ihn nur, wenn Besuch kommt. Die künstlerische Reform der letzten Jahre hat diesen Raum seiner Heiligkeit entkleidet und der verdienten Lächerlichkeit anheimgegeben. Seither hat sich der Salon wieder in das natürliche Wohnzimmer oder in das Arbeitszimmer, welches Herrenzimmer, Bibliothekzimmer und Rauchzimmer gewöhnlich in einem ist, verwandelt, und die beschränkte Wohnung ist wieder bis in den letzten Winkel mit Leben ausgefüllt. Die neuen Forderungen von Hygiene und Zweckmäßigkeit haben einen neuen Schönheitstypus

Zu S. 16, 17.



Zu S. 17.



für das Mobiliar und für die Wohnräume ausgebildet und die Selbstverständlichkeit aufs neue erhärtet, daß man als Schlafzimmer das beste und gesündeste Zimmer wählt, entgegen der ziemlich volkstümlichen Meinung, daß dafür das schlechteste Zimmer genüge, weil ein Fremder nicht hineinsieht.

In dem Wohnzimmer wird man nach den örtlichen Verhältnissen entweder eine harmonisch verteilte Anzahl von Glasschränken oder Vitrinen finden, welche die Sammelgegenstände oder Kunstwerke, wenn solche vorhanden sind, enthalten. Oder man wird Schränke für Bücher und Mappen finden in ebenmäßigen, übereinstimmenden Größen- oder Höhenverhältnissen, oder man wird beides finden oder nichts davon, je nach der persönlichen Art und den Verhältnissen des Inwohners. Sicher wird man ein Sofa finden, einen passenden Tisch und Stühle, vielleicht einen Teetisch und ein Arbeitstischchen im Fenster. Vielleicht auch Blumentische, wahrscheinlich ein Klavier, und es kann alles sehr reizend sein, wenn die Formen einfach und gut sind, wie im vorigen entwickelt.

Schließlich ist zu bedenken, daß neben dem Wohnzimmer oder dem Musikzimmer ein Arbeitszimmer des Herrn vorzusehen ist, wenn der Bedarf vorhanden ist. Hier stehen Bücherschränke aus hohen und niederen Teilen im Nebeneinander und Übereinander aufgebaut, an den Wänden fortgesetzt, nicht zu hoch, um in die obersten Fächer bequem greifen zu können, mit Glastüren und einfacher Sprossenteilung darin, vielleicht auch die vorhin erwähnten Vitrinen, falls der Hausherr Sammler und Kunstliebhaber ist, Schränke für Mappen und Kunstblätter, Rauchrequisitenschrank und Likörschrank, Lederfauteuils und schließlich das impo-

santeste Stück des Herrenzimmers, der Schreibtisch. „Wollen Sie einen Schreibtisch mit oder ohne Aufsatz, einen geraden oder einen halbkreisförmigen?“ würde der Händler fragen. „Nußholz oder Eichenholz, gebeizt oder poliert, lackiertes Weichholz oder Mahagoni?“ Zu erwidern ist, daß es bei einem guten Schreibtisch zunächst gar nicht darauf ankommt, ob er gerade oder halbkreisförmig gebaut, gebeizt oder poliert ist. Viel wichtiger zu wissen ist, welche Ansprüche die Art der Arbeit, die am Schreibtisch verrichtet wird, an die Benutzbarkeit stellt. Der Schreibtisch einer Dame, die gelegentlich ein Billett, der Schreibtisch eines Kaufmanns, der Rechnungen schreibt, und der Schreibtisch eines Diplomaten, sind von Natur aus wesentlich verschieden. Was also zunächst entscheidet, ist die persönliche Beziehung des Schreibenden zum Schreibtisch, nicht allein in bezug auf alles, was der Schreibtisch aufzunehmen hat an Schriftstücken, Papieren, Büchern und anderen Gegenständen, sondern auch in bezug auf das menschliche Körpermaß, das für die Größenverhältnisse des Schreibtisches maßgebend ist. Der Schreibtisch muß buchstäblich angemessen sein. Ich werde also dem Handwerker, der den Schreibtisch auszuführen hat, eine Zeichnung anfertigen, in der alles bis aufs kleinste vorgesehen ist. Jene, die sich nicht selbst helfen können, müssen einen Architekten bitten, daß er Hebammendienste leiste, damit keine Mißgeburt zutage komme. Bei der heutigen Lage der allgemeinen Kultur ist der Künstler, ich meine hier den Architekten, ganz unentbehrlich. Vielleicht wird er mit dem Fortschreiten der künstlerischen Bildung ganz überflüssig, die jeden befähigen sollte, das häusliche Um und Auf richtig zu gestalten, ein Ziel, aufs innigste zu wün-

schen. Beim Schreibtisch also werde ich das Größenmaß in der Breite nach meinen seitlich wagrecht ausgestreckten Armen, von Fingerspitze zu Fingerspitze gemessen, in die Tiefe nach meinem wagrecht vorgestreckten Arm, von der Fingerspitze bis in die Achselhöhle gemessen, nehmen, weil alles auf dem Schreibtisch im Handbereich liegen muß.

Ist er größer, so wirkt er unförmlich, ist er kleiner, so wirkt er unzulänglich. Die Höhe der Tischplatte wird nach den sitzenden und schreibenden Menschen genommen. Sodann erfolgt die Bestimmung und Einteilung der erforderlichen Laden und Fächer und deren Anordnung, alles nach Maßgabe des persönlichen Bedürfnisses. Für den Aufsatz wird entscheidend sein, ob und wie viel Papiersorten er aufzunehmen hat, ob er eine Reihe Handbücher zu tragen hat und ob der Besitzer gern einige Blumen im Glas oder in einer Vase auf demselben stehen hat. Ein seitlich herausschiebbares Brett, das unter der Tischplatte eingelassen ist, wird als Aufwärter unter Umständen gute Dienste leisten. Die wichtigsten Konstruktionselemente sind nunmehr vorhanden.

Es bedarf nur mehr eines guten Materials, guter, solider Arbeit und es ist kein weiterer Schmuck oder irgendeine andere Kunst nötig, um ein brauchbares und schönes Möbel zu erhalten. Die Schränke und Schreibtische sollen entweder bis auf den Boden reichen und ohne Zwischenräume fest aufstehen, oder sie sollen „fußfrei“ sein, das heißt auf Beinen stehen, die nicht unter 20 bis 25 cm hoch sind. Es ist das Merkmal eines schlechten Möbels, wenn es auf ganz kurzen Beinen steht, so daß kein Besen unten durch kann, den Staub hervorzukehren. Die unkontrollierbaren Schmutz-

winkel sind zu vermeiden. Entweder die Beine so hoch, daß man bis zur Wand sehen kann, was obendrein ein Zimmer geräumiger scheinen läßt, oder gar keine Beine, weil sich unter einem massiv aufstehenden Möbel keine Staubschicht bilden kann.

Zum Tisch gehört der Stuhl, also auch zum Schreibtisch. Sie bilden zusammen eine Einheit. Schreibtischsessel werden meist mit Rücklehnen versehen, die nicht höher reichen, als bis zur Schreibtischplatte, also unter den Schulterblättern abschließen. Beim Speisetisch mag das ganz recht sein, weil hohe Lehnen beim Servieren hinderlich sind, aber beim Schreibtischsessel treten persönliche Ansprüche wieder mehr in den Vordergrund. Wer es liebt, sich von Zeit zu Zeit bequem zurückzulegen und dem Kopf eine Stütze zu geben, wird sich ein Fauteuil bauen lassen müssen, wie sie unsere Vorfahren kannten. Aber man achte darauf, daß die Rücklehnen gerade verlaufen, damit der hohe Stuhl an die Wand gerückt werden kann, ohne sie zu beschädigen oder von ihr beschädigt zu werden. Die Polsterung mag der Rückenlinie folgen.

Von aller Art Stühlen gilt das gleiche. Wo die Rücklehne geschweift ist, greifen die Hinterbeine noch weiter heraus, um an die Sesselleiste zu stoßen und die Lehne von der Wand abzuhalten. Wenn man von der Lehne rückwärts die Lotrechte fällt, so sollen die Hinterbeine mit dem Fußende etwas über die Lotrechte hinausragen.

Die Elemente der Möbelformen sollten eigentlich Gemeingut sein. Es ist erstaunlich, wie wenig die Leute im allgemeinen von den Dingen verstehen, die so notwendig zu ihrem alltäglichen Leben gehören, wie die Wohnungseinrichtung. Daß sie möglichst effektvoll

aussehe, ist alles, was man von der schönen Wohnung verlangt. Die Fachleute richten sich nach des Bestellers Wünschen und so verdirbt einer den anderen. In Schauläden, Ausstellungen und Wohnräumen bietet sich annähernd das gleiche Bild: ein größerer oder geringerer Aufwand von gutem Material oder aber auch von echtscheinenden Surrogaten, glänzend und auf den äußeren Schein berechnet, höchste Modernität und reichliche Putzmacherei; alles ist sehr wirkungsvoll und doch imgrunde genommen schmählich. Seit einigen Jahren, da sich die Künstler der Sache angenommen, ist die Verwirrung heillos. Ihre persönliche Eigenart wurde alsbald zur Mode, nachgeahmt und schrecklich verzerrt, und dabei wurde das Wichtigste, das sie auszeichnet, ihre Grundsätze einer organischen Konstruktion, das einzige, das Gemeingut werden sollte, übersehen.

Stilmöbel aller Art kann man bei allen Gelegenheiten finden. Dem Besteller gefällt es und der Hersteller macht es, aber kein Mensch weiß, wozu und warum.

Und doch ist das Wichtigste, zu wissen, wozu oder warum etwas so oder so gemacht wird, wenn ein anständiges Produkt zustande kommen soll. Die Tischler müßten arbeiten und Maß nehmen wie der Schneider, und die Besteller müßten nachdenken und mithelfen, das Rechte herauszufinden, auf das Notwendigste bedacht und auf seine vollkommenste Erfüllung wie bei der Beschaffung ihrer Kleider! Aber wie viele sind, die wirklich so tun?

Soweit das kleine Einmaleins der Möbelformen!

---

6. Vorzimmer und Dienerzimmer.

Der erste Schritt, den wir in eine Wohnung tun, belehrt uns gewöhnlich, wessen Geistes dieses Heim ist. Der Vorraum, den wir zuerst betreten, ist schon für alle anderen Räume bezeichnend. Die Persönlichkeit färbt überall ab. Ein Haus, dessen Neben- und Nutzräume nicht in Ordnung sind, wird auch nicht ein einziges Gemach besitzen, das volles Behagen gewährt. Umgekehrt wird sich ein ordnender und liebenswürdiger Hausgeist auch bis auf die äußerste Schwelle bemerkbar machen. Praktisch betrachtet, hat ein Vorzimmer zwei Aufgaben zu erfüllen. Es dient als Warteraum für den Besuch, der sich melden läßt, um nicht unvermittelt in die Gemächer zu treten. Der angemeldete Besuch benutzt den Augenblick, Hut und Überkleider abzulegen und mit einem prüfenden Blick in den Spiegel sich über die Ordnungsmäßigkeit seiner Toilette zu vergewissern. Demnach ergeben sich als unerläßliche Möbelstücke: eine Kleiderablage für Röcke, Hüte, Stöcke und Schirme, ein Wandspiegel, der gewöhnlich damit in Verbindung steht, einige Sitzgelegenheiten, am besten einfache Stühle und ein Tischchen mit Lade. Die Hausfrau erkennt eine weitere Aufgabe des Vorzimmers darin, daß sie es zur Aufnahme ihrer eigenen Kleiderschränke einrichtet. Denn bei den heutigen, beschränkten Raumverhältnissen in Mietshäusern und den neuen Raumgestaltungsprinzipien, sucht man derartige große Wandschränke aus den Wohnzimmern zu bannen und ins Vorzimmer zu verlegen. So mag man denn an allen Wänden gleichförmige Schränke finden, die aus einem

Stück, jedoch in viele Teile zerlegbar, bestehen können. Man wird aber gut tun, die ganze Wandhöhe bis zum Plafond schrankartig abzubauen und die oberen Fächer, die Separattüren über der Kopfhöhe haben, zur Aufnahme von allerlei Schachteln und sonstigen Effekten, wenig benutzten Kleidern usw. zu verwenden, denn in einem Haushalt werden leicht alle Fächer und Schränke zu eng, um zu beherbergen, was sich im Laufe der Zeit ansammelt. Es kann aber auch, um nicht eine Wand für die Kleiderablage mit Spiegelteil opfern zu müssen, eine solche Kleiderablage und der Spiegel vorn an einem oder mehreren der Schränke angebracht, der Spiegel in eine der Schranktüren eingelassen, die Kleiderhaken neben den Schranktüren befestigt und solcherart alle vier Wände mit Schränken abgebaut werden. Selbstverständlich wird man weiches Holz zu diesem Zweck verwenden und in einer Farbe, am besten Weiß, lackieren oder streichen. Als Bodenbelag findet man vielfach Matten, die mit einfachem Muster von Künstlern entworfen, die seit Jahren in den Handel gebracht werden und sich vortrefflich bewähren. Ein solcherart ausgestatteter Vorraum besitzt alle Vornehmheit und zugleich Anspruchslosigkeit, deren es bedarf, wenn er den Besucher auf die gastlichen Haupträume vorbereiten will. Unterordnung in den Hauptgedanken der Wohnungsausstattung ist hier Gesetz. Im Vorraum pflegt man gute Bilder und sonstige Kunstwerke nicht unterzubringen; schlechte soll man aus Geschmacksgründen noch weniger verwenden, weil der Raum keine Trödelkammer sein soll und in minderwertiger Ausstattung leicht eine geringschätzige Meinung von den Inwohnern erwecken kann. Aber es ist keineswegs Grundsatz, daß aus den Vorräumen Kunst-

werke, wie Bilder und Plastik, verbannt sein sollen, im Gegenteil, wenn das Haus weitläufig genug ist und das Vorzimmer, wie es heute geschieht, mehr den Charakter einer „hall“ empfängt, fänden sie auch hier ausgezeichnet Platz und trügen von dem Geist und der Vorliebe der Bewohner freundliche Spuren über die Schwelle der inneren Wohnräume hinaus und dem Besucher einladend entgegen. Wir mögen uns da nur einmal Goethes Beispiel vor Augen führen und uns sein Haus in Weimar vorstellen, wie es anfangs des 19. Jahrhunderts ausgesehen hat. Ohne glänzend zu sein, war alles höchst edel und einfach; auch deuteten verschiedene an der Treppe stehende Abgüsse antiker Statuen auf Goethes besondere Neigung zur bildenden Kunst und zum griechischen Altertum. Der Vorraum in der ersten Etage trug die Zeichen „Salve“ als freundliches Willkommen und einer der zwei Vorräume, wo man zu warten genötigt war, war durch ein rotes Kanapee und Stühle von gleicher Farbe überaus heiter möbliert; zur Seite stand ein Flügel und an den Wänden sah man Handzeichnungen verschiedener Art und Größe.

So bei Goethe. Freilich zwischen dem Alt-Weimarer Hause Sr. Exzellenz und einer modernen Stadtwohnung ist ein Unterschied.

Zu jenen Räumen, für die man im allgemeinen auch das Schlechteste für gut genug hält, gehören die Dienerzimmer. Es ist ein trauriges Zeichen schlechter sozialer Begriffe und unzureichender menschlicher Einsicht, wenn man in einem Hause die Dienstboten, denen man doch Treue und Anhänglichkeit zum Gesetz macht, schlecht versorgt findet. Im Dienstverhältnis gibt es nach beiden Seiten hin Pflichten und Rechte, und kein

Teil, weder Dienstgeber noch Dienstnehmer, dürfte dem anderen etwas schuldig bleiben. Guter Geschmack heißt hier wie überall Reinlichkeit und Zweckdienlichkeit. Massiv eiserne Betten (Hohlräume sind häufig Aufenthalt schwer ausrottbaren Ungeziefers), einfache Möbel aus weichem Holz in irgendeiner Farbe gestrichen, Tisch, Stuhl, Schrank und Waschgelegenheit möblieren den Raum vollständig und können ihn zugleich recht wohnlich machen. Wenn für das persönliche Wohl der Dienstboten in mustergültiger Weise gesorgt wird, ist das immer eine Ehre für die Hausfrau.

---

7. Die Küche.

In seinem Lobliede an die Küche meint Gillet Corrozet (1534), daß es eine schöne Sache sei um ein geschmücktes Haus, um eine behagliche Stube, um den wohlbestellten Speicher und Keller, daß aber ein Haus trotzdem nichts Erquickliches böte, wenn man nicht auch eine gute Küche sehe, die gute Küche, wo die freundlichen Götter Diana, Ceres und Bacchus ihre gesegneten Gaben niederlegen, wo der freundliche, Zufriedenheit und Wohlbehagen spendende Hausgeist im Winkel am Herde thront und leibliche Stärkung und Mehrung der Daseinsfreude verheißungsvoll winken.

Der gute Corrozet ist ein praktischer Idealist; wer auf guten Tisch hält (und wer tut das nicht), muß vor allem auf gute Küche halten, und darum gibt Corrozet seinen Zeitgenossen eine umständliche, in zierliche Reime geflochtene Darstellung einer ganzen Kücheneinrichtung, in der er auch nicht die „Lichtschneuzen“ vergißt, und daraus man leicht ersehen kann, welche hervorragende

Wichtigkeit die Küche im damaligen Haushalt besaß. Sie ist die Urquelle des Hauses, aus der die anderen Räume erst nach und nach hervorgegangen sind. Noch im 18. Jahrhundert vollzog sich auf den seigneuralen Gütern Frankreichs das Leben vorzugsweise in der Küche, während die übrigen Gemächer des Hauses als bloße Repräsentationsräume nur gelegentlich benutzt wurden.

Sicherlich ist die Küche der am frühesten und am vollkommensten ausgebildete Teil des Hauses gewesen. Über ihre Einrichtung läßt uns auch die „Nürnberger Haushälterin“ nicht im Zweifel, die im Jahre 1716 über das deutsche Bürgerhaus schrieb: „Von einer wohlgebauten Küche wird vornehmlich gefordert, daß sie nicht allzu fern von der Eßstube entfernt sei, damit nicht im Winter das Essen, wenn es weit getragen werden muß, kalt auf den Tisch gebracht werde.“ Man darf sich hierbei wohl nicht eine Stadtwohnung mit gedrängten Räumen vorstellen, sondern ein weitläufiges altes Bürgerhaus, wo möglicherweise die Küche, wie in den heutigen Landhäusern und Villen, im Untergeschoß gelegen war. Daher die Mahnung der „Nürnberger Haushälterin“, die zu ihrer Zeit die vortreffliche Einrichtung von Speiseaufzügen nicht gekannt haben dürfte.

So vollkommen auch die alten Küchen sind, sie sind dennoch kein Maßstab für die moderne Küche in unseren Mietwohnungen. Wir müssen das Leben, das heißt unsere Bedürfnisse, selbst befragen, um zu wissen, was unsere Küche braucht. Es ist nicht allzuviel. Einen Materialienschrank, einen Geschirrschrank, einen Küchentisch, einen Hackstock, einen Putzkasten und einige Hocker. Für einen kleinen Hausstand genügt auch

weniger, insofern Materialienschrank und Geschirrschrank eine Form zusammen bilden, der Putzkasten und der Hackstock wegfallen, so daß sich in diesem Fall nur etwa folgende Möbel ergeben: der gewöhnliche Küchenschrank, der Küchentisch, ein Hocker oder eine Bank und ein Bord zum Hängen und Stellen. Die Formen dieser Gegenstände sollen Schlichtheit, Geradheit der Linien und Flächigkeit als Ausdruck der tischlermäßigen Arbeit zeigen. Die Schränke stehen massiv auf, und wenn sie das nicht tun, dann sollen sie „fußfrei" sein. Das letztere ist für die Küchenmöbel entschieden vorzuziehen, weil kein unten geschlossenes Möbel so dicht aufsteht, daß nicht das in der Küche leicht verschüttete Wasser unterfließen kann und Holzfäule erzeugt. Für die Einteilung der Schränke in Laden und Fächer sind die Bedürfnisse der Hauswirtschaft maßgebend. Der Materialienschrank oder Küchenschrank ist ganz ähnlich konstruiert wie der Speiseschrank im Eßzimmer, weshalb das früher Gesagte nicht wiederholt zu werden braucht. Für die Einteilung ist jedoch zu sagen, daß je nach den Ansprüchen der untere Körper mit Laden und Fächern zur Aufnahme von Kochmaterialien eingerichtet sein muß. Er bedarf zu unterst einer breiten Mehllade, ferner Laden für feinen Reis, für Erbsen und Linsen, für Gerste und Sago usw. Ferner ist im unteren Teil neben der Mehllade ein Fach mit Tür nötig, ausreichend groß für Schmalztopf, Essig- und Ölflaschen, darüber eine Lade für Zucker und anderes. Der Aufsatz mit seinen Fächern enthält in der unteren Hälfte sechs bis sieben Laden verschiedener Größe für Vorräte an Mandeln, Rosinen, Gewürz usw., ferner darüber oder links und rechts daneben je ein Fach mit Glastür

für Flaschen, Büchsen oder sonstige Vorräte in Paketform. Über die Höhe der Schränke im Handbereich ist das Nötige im Kapitel Hausrat bereits gesagt. Der Geschirrschrank ist wie der Materialienschrank 1 m hoch, hat jedoch keinen Aufsatz. Er ist mit zwei Türen, hinter denen sich zwei Fächer befinden, verschlossen, oberhalb der zwei Türen befinden sich nebeneinander zwei Laden. In die großen Fächer gehört das Ton- und Eisengeschirr und in das Fach oberhalb desselben Porzellan und Steingut. Die Laden sind zur Aufnahme von Löffeln und Küchenbestecken bestimmt. Man mag auch ein Bord mit verschließbaren Fächern und Glastüren für Gläser und Porzellan anbringen. Wie gesagt, können Geschirrschrank und Materialienschrank zu einem einzigen Küchenschrank mit Aufsatz vereinigt werden, was für kleine Haushaltungen jedenfalls ausreicht. Küchentische und Hocker bleiben ungestrichen und scheuerbar. Für die übrigen Küchenmöbel verwende man sehr lichte Anstrichfarben, am besten Weiß, wobei man die Kanten blau, grün oder rot streichen kann. Der Putzkasten, wenn ein solcher nötig ist, hat die Form des Hockers, ist jedoch mit Laden versehen zur Aufnahme von Bürsten und Putzzeug. Sonst kann man auch zu unterst an dem Hocker eine Lade für diesen Zweck anbringen. Die Form des Fleischstockes ist selbstverständlich und bedarf keiner näheren Erklärung.

---

8. Der Eßtisch.

Es war eine geistreiche Dame, die bei einem Diner, das sie für eine große Gesellschaft veranstaltete, folgendermaßen verfuhr: Nach dem Grundsatze, den die Römer schon kannten, daß eine Tischgesellschaft nicht weniger als die Zahl der Grazien und nicht mehr als die Zahl der Musen betragen sollte, verteilte sie die zahlreichen Gäste an ebenso viele Tische als nötig waren, um überall die gewünschte Zahl herzustellen. Und sie stimmte jeden Tisch auf eine andere Farbe. Sie hatte sich mit den Damen ins Einvernehmen gesetzt, und sie mußten ihre Toilette der Farbe ihres Tisches anpassen. Selbst die Tischtücher mußten Farbe bekennen, und man sah die ganze Skala des Regenbogens vertreten, ja sogar ein schwarzes Tischtuch war vorhanden. Die Blumen wurden dementsprechend gewählt und verteilt. Die geistreiche Dame hatte von ihrer meisterhaften Anordnung eine außerordentliche Wirkung erwartet und die Wirkung war außerordentlich. Sie war nämlich außerordentlich geschmacklos. Sie war so geschmacklos, daß man wirklich sehr geistreich sein muß, um dergleichen einmal begehen zu dürfen. Sie hat es sicherlich nicht wieder getan. Die feine Lehre war daraus zu ziehen, daß für das Gedeck nur eine Farbe existiert, die den Glanz der Frische und Appetitlichkeit gewährt, das festliche Weiß, als der richtige Grundton, davon sich das Silber, Kristall, Porzellan und die freudigen Farben der Blumen schön und erquicklich abheben. Die ästhetische Befriedigung ist ein wesentlicher Bestandteil der Tafelfreuden. Nebst dem feinen, weißen Linnen, das manche Frauen, wie namentlich in früherer

Zeit, hüten wie Silber, ist es die Blume, die dem gedeckten Tisch den Adel künstlerischer Schönheit verleiht. Wie bei allen Dingen, kommt es auch hierbei nicht auf die Kostbarkeit oder Seltenheit der Blumen an, sondern auf die Art, wie sie verwendet werden. Gerade unsere einfachen heimischen Blumen, mit schlichter Treuherzigkeit Bauernblumen genannt, können, klug gebraucht, zu den feinsten Wirkungen gebracht werden, und man erinnere sich nur daran, was Lichtwark über den Löwenzahn als Tischblume sagt. Der vielverachtete Löwenzahn, der den ganzen Tisch auf Gelb stimmt, könnte eine unvergleichliche Tischblume abgeben. Mit gelben Blumen näht die Hausfrau gern ihren Tischläufer aus, und eine unbewußte Anerkennung liegt darin, daß Gelb auf weißem Tischzeug besonders schön steht. Aber gerade hier ist viel Takt in der Anwendung erforderlich. Streublumen sind sehr beliebt, aber sie sehen alsbald welk aus, verursachen häßliche Flecken und eine krause Unordnung auf dem Tische, die ihr freundliches Aussehen von früher bald ins Gegenteil verwandelt. Ein Künstler hatte den glücklichen Einfall, die Schnittblumen in kleinen würfelartigen Glasgefäßen, die in regelmäßigen Abständen eine Reihe in der Mitte des Tisches bildeten, aufzustellen, und er hat damit das Rechte getroffen. Heute bekommt man zu diesem Zwecke kleine Gefäße mit dreieckiger Basis, die man in beliebiger Weise zu Gruppen mit hoch- und kurzstengeligen Blumen vereinigen kann. Hohe Blumen- und Fruchtaufsätze, welche die einander gegenübersitzenden Personen den Blicken entziehen, haben sich als unzweckmäßig und geschmacklos überlebt.

Die Reform des Tafelgedeckes beginnt schon bei

der Serviette. Sie hat heute noch eine Form, die ihre Gebrauchsart längst überlebt hat. Kein Mensch von Lebensart wird sie heute noch mit einem Zipfel unter dem Kinn in den Kragen stecken. Man legt sie heute einfach über den Schoß. Die zweckentsprechende Form sollte demnach jene sein, die etwa das Handtuch besitzt: ein längliches Rechteck. Daß die Serviette weich und lind sei, wird zwar in der Theorie immer verlangt, aber die Praxis kennt nur damastene Servietten, die anfangs bockſteif sind und nach längerem Gebrauch abhaaren. Die Zeiten sind wirklich vorüber, wo Linnen dem Silber gleichgestellt war.

Über das Glas wäre manches zu sagen. Gewöhnlich sitzt das Glas wie ein Blumenkelch auf hohem, dünnem Stengel, was zwar anmutig anzusehen, aber in sehr hohem Maße unpraktisch ist. Erstens wird die Standfestigkeit gering, bei leiser Berührung fällt das Glas um, und zweitens ist der Stengel beim Reinigen allzu leicht abzudrehen. Aber auch dickes Glas ist nicht zu empfehlen, weil nicht gut daraus zu trinken ist. Zwischen Lippe und Flüssigkeit soll sich so wenig Glaswand befinden als immerhin möglich. Aus dieser Voraussetzung ergibt sich die organische Form des Trinkglases von selbst; es müßte einen starken, feststehenden, starkwandigen Fuß und Stengel haben, und müßte gegen den Rand ganz dünn verlaufen, um als angenehmes Glas empfunden zu werden. Handsam soll das Glas sein und mundgerecht.

Dem Glase steht das Porzellan zunächst. Ich weiß, daß die meisten Leute buntbemaltes Geschirr lieben. Es macht zwar nicht viel aus, ob das Geschirr bemalt ist oder einfach weiß, nur ist zu bedenken, daß die Bemalung häufig Schäden des Porzellans ver-

decken muß. Reliefartiger Dekor am Tellerrand ist im höchsten Grade unzweckmäßig, aber alles Unzweckmäßige ist am häufigsten anzutreffen. Ganz weißes Geschirr ohne bunte Streifen ist sehr vornehm in der Wirkung, aber merkwürdigerweise selten im Gebrauche zu finden.

Und nun das Silber. Es ist ja heute noch der Stolz jedes wohlhabenden Hauses, der wohlgehütete Schatz, den man nur zu besonderen Festtagen oder zu Ehren eines Gastes zu verwenden wagt. Die Silberlöffel im Alltag zu gebrauchen, würde der Mehrzahl der Hausfrauen als Verschwendung erscheinen. Ich weiß wirklich nicht, aus welchem Grunde. Gerade für den Alltagsgebrauch ist echtes Edelmetall wie Silber allein zu verwenden, weil es widerstandsfähiger und sauberer zu halten ist als billiges Zeug, das oftmals erneuert werden muß, immer übel aussieht und zu guter Letzt viel höher zu stehen kommt als Silber. Der wahrhaft ökonomische Sinn wird sich immer nur des gediegenen Materials bedienen. Gewöhnlich aber ist für die Hausfrau das Silberzeug bloß Gegenstand des platonischen Genusses, ohne weiteren Daseinszweck, als „still im eigenen Glanz zu ruhen" und als Brautgeschenk gefühlsame Erinnerungen der Hausfrau zu bewahren. Den Kranz so frommer Tugenden aber wollen unsere ungeweihten Hände nicht zerreißen. Sprechen wir lieber von der Form, die das Silberzeug erhalten hat. Die Liebe der Künstler hat sich ja dem Silber in besonderem Maße zugewendet, und gerade in den letzten Jahren ist viel an dem Tafelbesteck probiert worden. Bei der heutigen Art, Messer und Gabel leicht zu halten, hat das Besteck auch jene Leichtigkeit und Zierlichkeit erhalten, die man ihm

wünschen mag. Jedermann hat sich schon über die Gabel geärgert, die absolut keine Sauce fassen will. Als aber Oberbaurat Otto Wagner sein Reformbesteck ausstellte, gab es dennoch eine kleine Erschütterung. Man ist die alte Form schon so gewöhnt, daß die wenigsten Menschen einsehen wollen, daß da noch etwas zu reformieren ist. Da gab aber eines Tages ein einarmiger General den Anstoß zu einer Revolution. Der wollte eine Gabel, mit der er nicht nur spießen, sondern auch schöpfen und nötigenfalls auch schneiden konnte. Die Gabel wurde angefertigt; sie besaß eine flache löffelartige Form mit drei kurzen Zinken, so daß man damit bequem spießen und zugleich Sauce fassen konnte.

Diese Gabel ist sicherlich der reformierteste Teil des Reformbesteckes. Sie dürfte allgemeine Annahme finden, denn auch von der hygienischen Seite her ist ihr Günstiges wegen ihrer leichten Reinbarkeit nachzusagen.

In den Ansprüchen, die wir in ästhetischer Hinsicht an den Eßtisch stellen, prägt sich ein guter Teil unserer Erziehung und unserer persönlichen Kultur aus. Die Mahlzeiten sind Feste des Leibes, die bei Homer, der von seinen Helden getreulich berichtet, wann sie die Hände zum leckerbereiteten Mahle erhoben, eine Art fröhlicher Gottesdienst werden. Der Adel der Form kommt später hinzu. Es genügt dem Kulturmenschen nicht, daß das Mahl lecker bereitet sei. Die schöne Form ist nicht zu entbehren. Sie ist das halbe Essen. Die ästhetische Förderung wird geradezu zur körperlichen. Eine gewisse absolute Schönheit des Eßtisches hat sich herausgebildet, die sich mit Einfachheit wohl verträgt. Eine Sehnsucht

nach Schönheit geht durch unser Zeitalter. Wenn nichts fruchtet, will man wenigstens „in Schönheit sterben“. Das ist gewiß sehr edel, aber anmutreicher ist: „in Schönheit leben“. Und dazu gehört: „in Schönheit essen.“

---

9. Das Speisezimmer.

Vor Jahren sah es freilich noch anders aus, wie es in den meisten Wohnungen heute noch aussieht. Altdeutsch war es, oder was man darunter versteht. Der Plüschdekorationsdiwan trug die ach so bekannten Dekorationsteller. Die altdeutsche Kredenz war geschnitzt, zwar sehr roh und albern, aber im großen und ganzen trug das Möbel eine Fassade wie ein italienischer Palazzo. Säulen waren an jedem Türchen, aber sie hatten nichts zu stützen. Sie waren angeklebt und bewegten sich mit der Tür auf und zu. Ich erzähle das nur, um auf den Widersinn einer solchen Ornamentik, die man an jedem derartigen Möbel finden kann, gebührend aufmerksam zu machen. Die anderen Einrichtungsstücke paßten dazu — insofern waren sie wirklich „stilgerecht“. Der massive Speisetisch hatte unten eine kreuzweise Verspreizung, so daß man nie recht wußte, wie man die eigenen Beine unter dem Tische unterbringen sollte. Es war zu wenig Platz, und sie auf die Verspreizung zu stellen, litt die Hausfrau nicht. Die üblichen Speisezimmersessel standen herum, mit Sitzflächen aus Holz, das figurale Ornamente eingepreßt trug, so daß man sich nicht niedersetzen konnte, ohne sich einer schönen Maske mitten ins Gesicht zu setzen. Natürlich war

auch ein Pfeilerspiegel da mit Trumeau, dunkle Vorhänge, um alles in allem die beziehungsreiche, wurstrot- und sauerkrautfarbene Gesamtstimmung zu erzeugen, die während einer Generation in Speisezimmern so beliebt war.

Schlägt man die Tageszeitungen auf, so findet man spaltenlange Annoncen, darin solche Interieurs angepriesen werden. Man mag daraus ersehen, daß sie noch immer ein Publikum finden, das diese Mühe und Kosten verlohnt.

Beim Stuhl begann die Revolution. Man verlangte, daß er Bequemlichkeit gewähre, und bestimmte die Sitzhöhe nach dem körperlichen Maß. Eigentlich hat man das auch in Goethes Zeiten getan und vielleicht schon zu Moses' Zeiten, aber man hat es seit der Zeit, da man fremde Stile kopierte, vergessen. Die Querleisten zwischen den Beinen wurden als lästig empfunden und blieben weg. Dann kam die Lehne in Betracht. Hierbei ist die Atmung zu berücksichtigen. Geht die Lehne im Bogen, so muß sie unter den Schultern abschließen, sonst verursacht sie Atembeklemmungen. Geht sie höher, so schließe sie besser gerade ab. Doch soll sie möglichst niedrig sein, sonst bildet sie ein Hindernis beim Servieren. Von der Stuhlform hängt der Tisch ab. Die richtige Höhe ist bei Speisetischen sehr wichtig. Ausziehtische sind natürlich bevorzugt, wenn sie auf guten Rollen laufen. Die Zarge darf nicht so weit herabreichen, daß sie das Knie des Sitzenden beengt. Die Querstangen sind absolut zu vermeiden. Man hat neuestens den Tischfuß mit gehämmertem Messing umkleidet, darauf man unbekümmert die Füße stellen kann. Büfett, Teetisch, Serviertisch ergänzen das Mobiliar. Das Ornament besteht höch-

stens in eingelegten Linien, im flachen Dekor. Glatte polierte Formen, die anmutige Reflexlichter erzeugen, den Glanz des Silberzeugs, die Weiße des Porzellans widerspiegeln, sind durchaus beliebt. Die Tafelaufsätze sind niedrig, einfach und zweckvoll. Den Hauptschmuck bilden die Blumen auf der Tafel und am Fenster. Dort hängen keine Stoffgardinen mehr, die Rembrandtstimmung ist dahin, alles ist auf Licht und Luft und Farbe gestimmt, auf helle, freundliche Farben. Durchsichtige Gardinen, seitlich aufzuziehen, hängen in geraden Falten herab. Die Wände sind natürlich auch hell, keine Tapeten, keine Dessinierung. Perlgrau zum Beispiel. Das Möbelwerk gebeizt oder lackiert. Mahagoni ist schön und teuer; rotgebeiztes Holz tut es jedoch auch. Stühle und Tisch in diesem Ton, dagegen die Büfetts, die Kaminverkleidung, der Blumenständer usw. weiß lackiert. Das gibt einen schönen Akkord. Unter Kaminverkleidung verstehe ich die Umhüllung des Gaskamins, mit Fächern zur Aufnahme zu allerlei Kleinkunst. Für den Bodenbelag findet man heute schon gutes und billiges Zeug in geeigneten Farben, entweder einfarbig oder gestreift oder sonst mit einem ruhigen Linienornament. Wo elektrisches Licht ist, hat man den Vorzug einer gleichmäßig verteilten Deckenbeleuchtung. Auch bei den Beleuchtungskörpern lasse man es nur auf reine Zwecklichkeit ankommen und verschmähe allen ornamentalen und figuralen Kram, der immer wieder angepriesen wird. Erst wenn man von jedem Ornament absieht, wird man zu ruhigen, einheitlichen Wirkungen und zu einer stillen und vornehmen Schönheit gelangen. Wenn man einmal so weit sein wird, die Farbe zu würdigen, die ungebrochenen einfachen Far-

ben, nicht die schmutzig aussehenden, dann wird man im Raum auch leichter glückliche Ergebnisse erzielen.

---

10. Der Salon.

Der Hausfrau, der stets die Sorge um ein standesgemäßes Heim am Herzen liegt, steht dieser Frage häufig ratlos gegenüber. Bei den anderen Räumen gibt es keine erheblichen Schwierigkeiten; deren Einrichtung ergab sich notgedrungen, aus dem Bedürfnisse heraus. Aber beim Salon — das ist etwas anderes. Hier spricht das Bedürfnis nicht so laut; man wohnt nicht darin; man hat ihn gewöhnlich nicht für sich, sondern für die anderen. Also um darin zu repräsentieren. Es gehört zu den Herkömmlichkeiten, daß selbst jede kleinere Wohnung ihren „Salon" hat. Dazu wählt man fast immer das größte und beste Zimmer, die anderen Räume werden ins Hintertreffen gerückt, mag es auch noch so selbstverständlich sein, daß die Gemächer, die unserem persönlichen Dasein dienen, weitaus wichtiger sind. Im Salon kann man zeigen, daß man auch „wer" ist, und das erklärt alles. Also wendet sich die ratlose Hausfrau an ihr Hausblättchen, von dem sie gewöhnlich auch die Kochrezepte bezieht: „Bitte, wie richte ich meinen Salon ein?" und erhält sogleich probaten Rat in der herkömmlichen Fassung: „Man nimmt ein paar Stühle verschiedener Form und Größe, mit beliebigem Seidenstoff gepolstert, kleine Tischchen, ein Sofa, Fauteuils usw. . . ." Die Durchschnittssalons der bürgerlichen Wohnungen schmecken alle nach diesem Rezept. Der Möbelhändler liefert den bric-à-brac, den billigen Tand, die Gips-

statuen und all den Kram, der für wenig Geld viel Geschrei machen soll.

Dieselbe Öde und Langeweile, den Mangel jeder persönlichen Regung findet man von Haus zu Haus. Was auch die praktischen Ratgeber und Möbelhändler sagen mögen, so richtet man einen Salon nicht ein. Wozü haben wir überhaupt einen Salon? Welche Aufgabe soll er im Organismus unseres Hauses erfüllen? So viel steht fest: in der Form, in der wir ihn meistens finden, bildet er einen toten Raum. Sollte der Salon nicht derart zu gestalten sein, daß er auch von dem Leben erfüllt werde, das die anderen Räume beherrscht? daß er nicht nur einer unzulänglichen Repräsentanz diene, sondern wirklich der Bedeutung entspreche, die man ihm auf Kosten der Bequemlichkeit in der bürgerlichen Wohnung einräumt? Die Sache ist der Untersuchung wert.

Schon das Fremdwort „Salon“ besagt, daß wir es mit einem Raum zu tun haben, der aus einer fremden Kultur stammt. Die italienische Renaissance lebt in dem Wort. „Salone“, „großer Saal“, so hieß der große Empfangsraum im italienischen Palazzo. Was wir heute unter dieser Bezeichnung in unseren Durchschnittswohnungen finden, ist freilich eine Farce auf den ursprünglichen Geist eines solchen Raumes. Soll der Salon für unsere Verhältnisse wieder Sinn und Zweck bekommen, dann müssen wir ihn seines anscheinend repräsentativen Charakters, der für die große Mehrzahl ohnehin bedeutungslos ist, entkleiden und ihm das Gepräge eines persönlich intimen Raumes geben. Nach einer gesunden Auffassung von der Sache hat aber der gewöhnliche Salon die Aufgabe, alle Dinge aufzunehmen, welche die Persönlichkeit, deren

Neigungen und Ideale charakterisieren. Jegliches Ding darin müßte von der Persönlichkeit etwas auszusagen haben. Für die gebildete Hausfrau oder den gebildeten Hausherrn wird der Salon recht eigentlich Bibliothek oder Arbeitszimmer sein, wo die Lieblingsbücher stehen und die Studien gepflegt werden, wo an den Wänden in geeigneten, zum Auswechseln eingerichteten Rahmen die Kunstblätter hängen, die Sammlungen aufgestellt sind und aus allen Dingen die geistigen Wesenszüge der Bewohner sprechen. Hier, wo man von allen Gegenständen seiner Neigungen umgeben ist, wird man am angenehmsten plaudern, und die Langeweile, dieser tödliche Feind aller Lebensfreude, wird solchen Räumen sicherlich fernbleiben. Die Unterhaltung, die von diesen Gegenständen her Nahrung empfängt, wird leicht und fesselnd sein, weil sich solcherart die Eigenart der Bewohner auf unauffällige und sympathische Weise offenbart, und eine anziehende Neuheit darin besitzt, daß sie sich nicht um die Schwächen des abwesenden lieben Nächsten zu drehen braucht.

Wo diese Auffassung Platz greift, stellen sich die neuen Grundsätze für die zweckmäßige Einrichtung ungerufen ein. Die gute Hausfrau, die bereits gemerkt hat, um was es sich handelt, weiß nun mit einem Male, was sie für ihren Salon braucht. Sie wird Wände und Plafond in einfachen ruhigen Farben halten, vielleicht einfarbig, bloß mit einem herumlaufenden Fries, oder sie wird, wenn sie Stofftapeten haben will, zu einem modernen Muster greifen. In Stofftapeten ist auch mehr Farbenfreude und Lebhaftigkeit der Zeichnung statthaft. Sie wird die Möbel so einfach, aber auch so gediegen herstellen lassen als

möglich, vielleicht aus Mahagoni oder rotgebeiztem Holz, mit dem sich auch weiße Lackmöbel gut verbinden lassen. Die Möglichkeiten sind nicht auszudenken, der gute Geschmack wird mit allen Mitteln das richtige treffen. Die Anordnung der Möbel wird selbstverständlich von der bisherigen Aufstellung sehr verschieden sein müssen. Man wird in einem solchen intimen Raum Wert darauf legen, eine gemütliche Plauderecke zu besitzen, ein cozy-corner, das eine Ecke des Zimmers füllt, eine halbkreisförmige gepolsterte Sitzgelegenheit enthält, und ein Tischchen davor, wo man behaglich sitzen kann, den ganzen Raum beherrscht und sich dennoch abgeschlossen und geborgen fühlt. Das Fenster, das bei der Art unserer Zimmer leider so wenig Raum an der Wandseite läßt, wird einfach zur unteren Hälfte verkleidet, wenn es sich nicht anders tun läßt. Von diesem Platze aus ergibt sich die geschmackvolle Aufstellung der anderen Möbelstücke, die immer nur nach Maßgabe des persönlichen Bedürfnisses vorhanden sein werden, ganz leicht.

Man glaube indessen nicht, daß die Sache so neu ist, daß man es nicht wagen dürfe, sie aufzunehmen. Bei den Künstlern gehört es zur Überlieferung, die ganz selbstverständlich ist, daß sie ihre Gäste im Arbeitsraum, also in der Werkstatt, im Atelier, empfangen. Das Atelier ist zugleich ihr Salon. Darum unterhält man sich bei den Künstlern am besten, weil man von ihrem geistigen Wesen ganz umgeben ist, von allen Dingen, die ihre Individualität sichtbar machen. Auf diese Art kann es jedermann halten. Nicht jeder ist Künstler, wird man sagen. Aber jeder Gebildete hat geistige Interessen irgendwelcher Art oder treibt einen geistigen Sport, musi-

ziert, sammelt, liest. Oder sollte ich allzu optimistisch sein? Man gebe einem Salon das Gepräge eines geistigen Sammelpunktes. Wer aber in den neuen, oben dargestellten Grundsätzen eine Festigung durch das Beispiel der altehrwürdigen Tradition braucht, der lese die folgende Schilderung des idealen Zimmers, das sich Adalbert Stifter einrichten wollte, den man in dieser Hinsicht ganz gut als einen Vorläufer der Modernen betrachten kann.

„Zwei alte Wünsche meines Herzens stehen auf. Ich möchte eine Wohnung von zwei großen Zimmern haben, mit wohlgebohnten Fußböden, auf denen kein Stäubchen liegt; sanft grüne oder perlgraue Wände, daran neue Geräte, edel massiv, antik einfach, scharfkantig und glänzend; seidene graue Fenstervorhänge, wie matt geschliffenes Glas, in kleine Falten gespannt, und von seitwärts gegen die Mitte zu ziehen. In dem einen der Zimmer wären ungeheure Fenster, um Lichtmassen hereinzulassen, und mit obigen Vorhängen für trauliche Nachmittagsdämmerung. Rings im Halbkreise stände eine Blumenwildnis, und mitten darin säße ich mit meiner Staffelei und versuchte endlich jene Farben zu erhaschen, die mir eben im Gemüte schweben und nachts durch meine Träume dämmern — ach, jene Wunder, die in Wüsten prangen, über Ozeane schweben und den Gottesdienst der Alpen feiern helfen. An den Wänden hinge ein oder der andere Ruisdael oder ein Claude, ein sanfter Guido und Kindergeschichten von Murillo. In dieses Paphos und Eldorado ginge ich dann nie anders, als nur mit der unschuldigsten, glänzendsten Seele, um zu malen oder mir sonst dichterische Feste zu geben. Ständen noch etwa zwischen dunkelblätterigen Tropengewächsen

4*

ein paar weiße ruhige Marmorbilder alter Zeit, dann wäre freilich des Vergnügens letztes Ziel und Ende erreicht."

---

11. Junggesellenheim oder Herrenzimmer.

Das Studium alter Kulturen hat uns gelehrt, daß, je erhabener die Kunst, desto größer die Einfachheit war. Wenn wir wollen, daß die Kunst ihren Ausgangspunkt in dem Hause nehme, dann müssen wir aus unseren Häusern alle überflüssigen und störenden Gegenstände fortnehmen, den sogenannten Luxus, den Komfort, der in Wirklichkeit gar kein Komfort ist, weil er nur unnötige Plage macht und für nichts gut und nützlich ist. Der wirklichen Gebrauchsgegenstände sind verhältnismäßig wenige. Wenden wir uns einmal an die kleinste Wohnung, die von einer alleinstehenden Person bewohnt wird, an das sogenannte Junggesellenheim, so finden wir in der Regel ein einziges Zimmer, in dem geschlafen und gearbeitet wird, wobei eine Arbeit vorausgesetzt ist, die nicht viel Unordnung verursacht. Wir finden darin einen Bücherschrank, der eine Menge Bücher enthält, ein Bett, das mit weißen weichen Leinenvorhängen, die mit Aufnäharbeit versehen, abnehmbar und waschbar sind, verschlossen ist, und bei Tag, wenn die Vorhänge, die in metallenen Ringen laufen, zurückgezogen sind, als Diwan benutzt werden kann. Das Nachtkästchen, wie ein einfaches Schränkchen gebaut, dient bei Tag als Bücherablage, als Ständer für Vasen und Rauchzeug. Dann ein Tisch, der sicher steht, um daran zu schreiben oder zu arbeiten. Mehrere Stühle, die sich leicht von einem Ort an den anderen bringen lassen,

ein Kleiderschrank mit Schubkästen für Wäsche und derlei, und solche Bilder und Stiche, als es die Mittel erlauben, ja keine Lückenbüßer, sondern wirkliche Kunstwerke, die heute unschwer für wenig Geld zu haben sind; auch eine oder zwei Vasen gehören hierher, um Blumen hineinzutun, namentlich wenn man in einer Stadt lebt. Ein Ofen gehört natürlich ins Zimmer, aber man zieht einen kleinen Gaskamin vor, der, artig von einem Holzgehäuse umgeben, an seinem Bord allerlei Gegenstände der Kleinkunst aufzunehmen geeignet ist.

Weiter ist nichts nötig, besonders wenn der Fußboden gut ist. Wenn dies nicht der Fall ist, so würde ein kleiner Teppich, der in zwei Minuten zur Reinigung aus dem Zimmer geschafft werden kann, gute Dienste leisten; doch müßte dafür gesorgt sein, daß er schön ist, sonst würde er schrecklich stören.

Das ist rein alles, was wir in unserem Junggesellenheim brauchen, wenn wir nicht musikalisch sind und ein Klavier haben müssen (in bezug auf dessen Schönheit wir übel dran sind), und wir können nur sehr wenig zu diesen notwendigen Dingen hinzufügen, wenn wir nicht sowohl beim Arbeiten wie beim Nachdenken und Ausruhen gestört sein wollen. Wenn diese Dinge für die geringsten Kosten, für die sie gut und dauerhaft ausgeführt werden können, hergestellt würden, so würden sie nicht viel Auslagen verursachen, und es sind so wenig Gegenstände, daß die, welche die Mittel haben, sie überhaupt anzuschaffen, sich auch bemühen könnten, sie gut ausgeführt und schön anzuschaffen, und alle die, welche für Kunst Interesse haben, sollten sich sehr bemühen, dies zu tun und dafür sorgen, daß keine Scheinkunst sie umgibt, nichts, dessen Herstellung oder

Verkauf einen Menschen herabgewürdigt hat. „Und ich bin fest überzeugt, daß, wenn alle, denen die Kunst am Herzen liegt, sich dieser Mühe unterzögen, dies einen großen Eindruck auf das Publikum machen würde.“ Mit diesen Worten entwirft der englische Kunstgewerbler und Dichter William Morris, der als Apostel der neuen und eigentlich uralten Glaubenssätze allerortens eine sich täglich mehrende Gemeinde hat, einen solchen einfachen Raum und sagt weiter: „Diese Einfachheit können Sie andrerseits so kostbar herstellen wie Sie wollen oder können; Sie können Ihre Wände mit gewirkten Tapeten behängen, statt sie zu weißen oder mit Papiertapeten zu bekleben; oder Sie können sie mit Mosaikarbeiten verdecken, oder auch durch einen großen Maler Freskomalerei darauf anbringen lassen — all dies ist nicht Luxus, wenn es um der Schönheit willen und nicht zum Zwecke der Schaustellung geschieht.“ Das kann man der Liebhaberei des Bestellers überlassen. Im allgemeinen wird auch hier die größte Einfachheit das Zweckdienlichste sein. Es gibt allerdings Leute, die sich ein prächtiges Studio einrichten und darin allen erdenklichen Luxus anhäufen, um sich Stimmung zur Arbeit zu machen. Sicher ist aber, daß in solchen Studios kaum jemals ernstlich studiert wird. Wer ernst arbeitet, weiß, daß man im Arbeitszimmer nicht Zerstreuung braucht, sondern Sammlung. Und dazu kann die größte Einfachheit am besten dienen. Man kann auf das Beispiel Goethes hinweisen, das sich in diesem Zusammenhang einstellt. Den meisten Besuchern Weimars einst und jetzt dürfte die Schlichtheit seines Arbeitszimmers aufgefallen sein, und man hört oft Äußerungen der Verwunderung darüber, daß einem so

großen Geiste die Dürftigkeit des Raumes genügen mochte. Dr. W. Bode spricht sich in seinem Buche: „Goethes Lebenskunst“ darüber aus: „Wir sind nicht wenig erstaunt, wenn wir das Häuschen (das Gartenhaus) betreten, das sieben Jahre hindurch dem Busenfreunde des Landesherrn, dem weithin berühmten Dichter des ‚Werther‘ und ‚Götz‘, das einzige Heim war. So bescheiden hätten wir es uns doch nicht vorgestellt. Unten ist gar kein bewohnbares Zimmer, höchstens kann man einen Raum, an dessen Wände Pläne von Rom hängen, im Sommer wegen seiner Kühle schätzen; oben sind drei Stuben und ein Kabinettchen, alle klein und niedrig, mit bescheidenen Fensterchen und schlichten Möbeln; zuerst ein Empfangszimmer mit harten steifen Stühlen, dann das Arbeitszimmer mit kleinem Schreibtisch, daran schließend ein Bücherzimmer und zuletzt das Schlafzimmer, in dem noch die Bettstelle steht, die zusammengeklappt und so als Koffer auf die Reise mitgenommen wurde ...

So ist das Gartenhaus eingerichtet. Aber auch vom Stadthause hat man keinen anderen Eindruck. Nichts deutet auf einen vornehmen reichen Besitzer. Die Studierstube, in der er seine unsterblichen Werke schuf, würde heute nur wenigen genügen, die sich zum Mittelstande rechnen; für ‚standesgemäß‘ würde sie niemand halten. Alles darin ist zur Arbeit bestimmt, zum Lesen, Schreiben oder Experimentieren; kein Sofa, kein bequemer Stuhl, keine Gardinen, sondern nur einfache dunkle Rouleaux. Auch an den Büchern ist keine Pracht, seine gesammelten Werke sind auf das schlichteste eingebunden, er nahm ja auch seine berühmtesten Dramen oder Gedichte jahrzehntelang nicht wieder in die Hand. Nur ein Möbel hatte Goethe

in dieser Stube, das wir nicht kennen — ein kleines Korbgestell, das sein Taschentuch aufnahm. Und auf dem Tische lag ein Lederkissen, auf das er die Arme legte, wenn er dem gegenübersitzenden Schreiber diktierte ..."

Zu Eckermann äußerte Goethe einmal: „Prächtige Gebäude und Zimmer sind für Fürsten und Reiche. Wenn man darin lebt, fühlt man sich beruhigt, man ist zufrieden und will weiter nichts. Meiner Natur ist es ganz zuwider. Ich bin in einer prächtigen Wohnung, wie ich sie in Karlsbad gehabt, sogleich untätig und faul. Geringe Wohnung dagegen, wie dieses schlechte Zimmer, worin wir sind, ein wenig unordentlich ordentlich, ein wenig zigeunerhaft, ist für mich das rechte; es läßt meiner Natur volle Freiheit, tätig zu sein und aus mir selber zu schaffen." Und ein andermal sagte der Achtzigjährige: „Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa, ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anbringen lassen. Eine Umgebung von bequem anspruchsvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen passiven Zustand." Einen Schmuck besaß die einfache Studierstube freilich, den höchsten und herrlichsten zugleich, der alle Dürftigkeit überstrahlte: Goethes Geist, der in diesem Raume schuf.

Ein Zusammenhang zwischen Junggesellenwohnung und Herrenzimmer ist durch den Umstand gegeben, daß auch das letztere Wohn- und Arbeitsraum oder auch Salon des Hausherrn ist, wie der Name „Herrenzimmer" überdies schon sagt. Es kommt im Hauswesen dort vor, wo die Hausfrau entweder ihren „Damensalon" oder ihr „Boudoir" hat, oder wo man aus Ökonomie auf den Salon überhaupt verzichtet

und das eine zu erübrigende Gesellschaftszimmer vorzugsweise auf die Bedürfnisse des Hausherrn hin zurechtmacht. Massive, dunkel gebeizte oder polierte Möbel mit einfachen blanken Beschlägen finden sich darin, ein großer Bücherschrank, ein entsprechender Arbeits- oder Schreibtisch, große gepolsterte Sitzmöbel mit grauem oder braunem Lederüberzug, alles ernst und einfach und von der gewissen Vornehmheit, die in der Gediegenheit überhaupt liegt. Ist der Hausherr Waffensammler, so findet sich ein Waffenschrank vor, überhaupt Möbel, die seinen besonderen Liebhabereien oder Berufszwecken dienen. In einfachen Rahmen hängen Bilder oder Stiche, auch einmal eine kühne Modernität, „Le Nu au Salon", warum nicht? Ein Tropfen Pikanterie vermengt sich mit dem Duft schwerer Zigarren. So findet man es häufig. Aber das dominierende, ehrfurchteinflößende Möbel ist der große Schreibtisch. An ihn werden heute die persönlichsten Anforderungen gestellt, nicht weniger als an den guten Sessel. Hier hat eine gute Tradition mitgearbeitet. Aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts sind große, sorgfältig erdachte Schreibtische überliefert, große Diplomatenschreibtische mit verschließbarem Pultdeckel, einfach geistreich kombiniert, dem amerikanischen roll desk nicht unähnlich, ferner eine Unzahl verschiedenartiger Damensekretäre mit zahlreichen Fächern und durchaus verschließbar, als ein glänzendes Zeichen einer geistig ungeheuer regsamen Zeit. Man schrieb fleißig Tagebücher, unterhielt mit allen Zeitgenossen regen brieflichen Verkehr. Auch der Schreibtisch von damals bildet gewissermaßen ein menschliches Dokument. Was so ein verwittertes Möbel nicht für Geheimnisse umschließt, und was so einem Kasten für an-

mutige Rätsel abzulesen sind, diesen Laden, die einst vollgestopft waren mit Gedichten, Liebesbriefen, Prozessen und Romanzen, schweren Locken und anderen Liebeszeichen, gleich einem Riesensarg, der mehr Tote enthielt als mancher Gräberhain. Sentimentalitäten, nun wohl. Aber ein Persönlichkeitszug ging durch die Dinge des Hausrats, das will festgestellt sein. Und einen Persönlichkeitszug will man den Dingen heute wieder geben. Der Schreibtisch sollte seinem Besitzer angemessen sein wie ein Kleid. Konstruktiv besitzt der amerikanische, verschließbare Schreibtisch viele Vorteile, für das Privatzimmer ist er aber allzu bureaumäßig. Im Halbkreis geht die Tischplatte um den Sitzenden, auch die äußersten Enden in den Bereich seiner Hände rückend. Van de Veldes Schreibtisch, der diese Form aufwies, war eine Sensation.

Mit dem Schreibtisch geht es uns wie mit dem Sessel. Wer einen passenden Schreibtisch sucht, findet ihn nicht. Er muß eben mit seinem Architekten oder Tischler beraten, um zu finden, was für seine Person das Beste ist. Es ist der einzige Weg, der zum Rechten führt. Der Konsument müßte in allen Dingen, die seine persönlichen Bedürfnisse angehen, Mitarbeiter des Künstlers sein, was aber wohl voraussetzt, daß er ein wohlunterrichteter, einsichtsvoller Mensch sei. Im schlimmsten Falle müssen Bureauutensilien herhalten. Ebenso ergeht es einem mit den Rauchrequisiten. Ein weites Feld steht für den Künstler der Kleinplastik offen, wenn erst der Publikumsgeschmack höher entwickelt sein wird. Einstweilen sind es nur einige moderne Künstler, die sich ihrer erziehlichen und kulturellen Aufgabe voll bewußt sind.

---

12. Das Musikzimmer.

Der Zufall spielt mir die Reproduktion eines Bildes von Schwind in die Hände. Schubert-Abend ist es betitelt. Eine Stimmung strömt aus dem Blatt, zart wie der Duft verwelkter Rosen; ein Hauch der legendären liebenswürdigen Wiener Geselligkeit weht durch den Raum. Es ist ein Altwiener Bürgersalon, großväterischer Hausrat steht umher, Gastlichkeit und Gemütlichkeit, der genius loci schaut aus allen Winkeln hervor, ein Klavier steht in die Mitte des Zimmers herein, eines jener spinettartigen Instrumente, zierlich und schlank, um den spielenden Künstler gruppiert sich ein Kreis von Kunstsinnigen, die Schwestern Fröhlich, auch Grillparzer, dann der gefeierte Opernsänger Vogel und alles, was damals zur geistigen Elite gehörte. Damals war noch die Glanzzeit der Hausmusik. Die vielen Duos, Trios, Quartette und Quintette, von den berühmten Tonkünstlern jener Zeit zu diesem Zwecke verfaßt, und die Zusammenstellung der Instrumente sind an und für sich ein sprechender Beweis für den eifrigen Betrieb der Hausmusik. Bach und Händel waren in jedem Hause gekannt und geliebt. Finden wir heute noch gute Hausmusik? Die Frage dürfte nicht ohne weiteres zu bejahen sein. Zwar findet sich in jeder Wohnung ein Klavier vor, fingerübende Musikbeflissene bilden mehr denn je die Verzweiflung nervöser Nachbarn, aber die Pflege der Hausmusik ist heutzutage seltener geworden. Man geht lieber in den Konzertsaal, der in früheren Zeiten nicht so viel des Abwechslungsreichen und Interessanten bot als die Neu-

zeit, die jeden Tag eine beliebige Anzahl musikalischer Berühmtheiten auf das Podium stellt. Da kann man auch Toiletten zeigen und sehen und selber gesehen werden. Bei den meisten weiß man kaum, was sie antreibt, die Musik oder das andere. Die biedere, ehrsame Hausmusik kommt in Verfall. Daran ist aber in Wahrheit nicht so sehr der Konzertsaal schuld, als vielmehr der Verfall des Hauswesens selbst. Die freundlichen Genien der Gemütlichkeit und Gastlichkeit, die man vor fünfzig Jahren bei viel geringeren Lebensansprüchen noch unter jedem Dache finden konnte, sind aus den Städten, Großstädten zumal, meist entschwunden. Und in der Provinz? Die verzehrt sich in Sehnsucht nach der gleißenden Pracht der Großstadt, der sie ihre besten Kräfte abgibt. Kalt und ungastlich ist es fast an so manchem Herde geworden. Hier bringen auch die besten Tonwerke keine Harmonien hervor. Irgendein Gassenhauer, wild und gehackt, eine beliebte Nummer aus dem Varieté, deckt in der Regel das Bedürfnis nach musikalischen Genüssen. Bachs gravitätische Gavotten, ein liebliches Adagio Mozarts, eine Sonate Beethovens sind im Hause der Disharmonien bloßer Lärm. Verständnis und Pflege guter Musik sind ebensosehr Sache des gebildeten Geschmacks, wie gute Manieren und vorteilhafte gesellschaftliche Haltung; also Teil der persönlichen Kultur, die auch in der häuslichen Umgebung und in allen Dingen, die im Bereich der Persönlichkeit liegen, zum Ausdruck kommt. Man sollte glauben, daß ein feines Gefühl für die Ästhetik der Farben und der Formen von vornherein die Bedingungen zum Verständnis edler Musik darbieten müßte. In einem Hauswesen, wo die edle Farbe herrscht und

die edle Linie, und der Sinn, der aus dem Zweckmäßigkeitsprinzip des Alltags die Schönheit abzuleiten weiß, wird man in der Regel auch gute Musik antreffen. Denn ein gemeinsamer, künstlerischer Grundzug führt von der sichtbaren Harmonie auf die hörbare. Eine nach vernünftigen, modernen Grundsätzen eingerichtete Stadtwohnung braucht aus bloß ästhetischen Grundsätzen durchaus kein eigenes Musikzimmer zu besitzen, abgesehen davon, daß Raum und Mittel hierfür selten bereitstehen. Es wird mit den äußeren Merkmalen unserer mit edlem Geschmack eingerichteten Wohnung nicht im Widerspruch stehen, wenn wir im Speisezimmer oder in dem Raume, den wir gewöhnlich Salon nennen, den unsterblichen Werken der höheren Tonkunst lauschen und in einem dieser Zimmer das Klavier und den Notenschrank aufstellen. Aber da sind wir schon in arger Verlegenheit. Das Klavier in seiner heutigen, ungeheuerlichen Form paßt zu den schlanken, raumsparenden Möbeln noch viel weniger, als es zu den altdeutschen oder sonstigen „stilgerechten" Einrichtungen gepaßt hat. Es verstellt in den verhältnismäßig kleinen Wohnzimmern den besten Raum, steht breit und sperrig da und zerstört jede irgendwie versuchte harmonische und zweckvolle Gliederung des Gemaches. Es ist überhaupt ein Möbel, das zwar, wenn seine Seele ausklingt, der mächtigsten, erschütterndsten und himmlischsten Wirkungen fähig ist, in seiner äußerlichen Erscheinung aber ein wahres Ungetüm genannt werden muß, das wegen seiner höchst unpraktischen Form am allerwenigsten als eigentliches Hausinstrument gedacht zu sein scheint. In den Zeiten, da Schubert am Klavier saß, hatte dieses Instrument eine Form, die mit dem übrigen bürger-

lichen Hausrat im Einklang stand. Es hatte eine schmächtige, zierliche, fast elegante Form und fiel nirgends plump aus dem Rahmen der gesamten Wohnungskunst, wie es das heutige tut. Es wuchs sich dann selbständig und unabhängig aus und gewann solcherart seine umfangreiche, wenig ansprechende Form. Die Klavierfabrikanten haben schon ein wenig Lust gezeigt, sich mit ihren Klavierformen der neuen Bewegung, die im Hause so durchgreifende Veränderungen herbeigeführt hat, anzuschließen und darüber nachzudenken, ob man nicht durch eine veränderte Konstruktion zu gefälligeren, zierlicheren Gehäusen gelangen könnte. Vor dem Koloß eines Klavieres heutiger Konstruktion steht auch der genialste Entwurfskünstler in Verlegenheit da, er weiß nichts anzufangen. Baut er ein Gehäuse, das der einfachen strengen Linienführung des heutigen Möbels entspricht, so sieht es womöglich noch sperriger und ungeheuerlicher aus. Der schottische Künstler Mackintosh hatte einem Kunstfreunde ein Musikzimmer eingerichtet und es mit allen Finessen einer raffinierten Künstlerschaft ausgestattet. Als dekoratives Motiv dieses ganz in Weiß gehaltenen Raumes war eine symbolische Darstellung „der sieben Prinzessinnen“ aus Maeterlincks mystischem Märchenspiel verwendet. In einem wundersamen Linienklang kehrt dieses Motiv an allen Teilen wieder als Paneele, als Verkröpfung an den Holzteilen, am Kamin, an den hohen Stühlen, am Fenster, am Klavier, alles ist Musik, sichtbare Musik in dem eigenartigen Raum, der in mattem Elfenbeinweiß erstrahlt, darin hier und dort farbige Stücke eingesetzt sind, die in ihrer dekorativen Linienfassung wie seltsame Märchenaugen aussehen und in dem toten, starren Mate-

rial ein geheimnisvolles Leben erwecken, als ob draußen der leibhaftige Prinz stünde und mit bangen, sehnsüchtigen Blicken durch die Scheiben ins Gemach sähe, wo wie bleiche, schöne Schatten die Prinzessinnen schlafen, wie der Wohllaut, der in den Saiten schläft, angstvoll gehütet, daß kein Mißton von draußen ihr zartes Leben mordet.

Wenn ein Künstler sein Bestes getan hat, ist es nicht seine Schuld, daß das Klavier trotzdem unverhältnismäßig hoch und breit und störrisch dasteht. Klaviere sind einmal so. Man müßte, um die wohltemperierte Klavierform zu finden, sich einmal an George Logan in Greenock (Schottland) wenden, von dem aus der Turiner Ausstellung 1902 ein Musikzimmer bekannt ist, das uns der Künstler zwar nur als Aquarellbild zeigen konnte. Aber es genügt, um den Traum eines Künstlers kennen zu lernen. Eine heitere, kindlich fröhliche Mozartstimmung herrscht in dem Raum, über den Teppich schreitet man wie auf einer blumigen Au, an den weißgetäfelten Wänden stehen in hohen Vasen Blütenzweige, die einen Frühling ins Gemach zaubern, und man mag es glauben, daß hier die Töne hell und lustig fliegen, wie muntere Spielbälle. Zwei sitzen am Klavier, wahre Blumenerscheinungen, und das Klavier aus Ebenholz, mit sparsam verteilten, hellen Einlagen, ist von ganz idealer Erscheinung. Zart und einfach gebaut, fügt es sich harmonisch in den Raum ein. Hier stört kein Mißton, auch kein sichtbarer. Ist es auch nur ein Künstlertraum, so mag, da er greifbare Formen gefunden, die Möglichkeit nicht fern sein, daß er ganz reale Wirklichkeit werde, wofern die Klavierfabrikanten nur wollen. In bürgerlichen Wohnungen wird man sich mit einem

Pianino begnügen müssen, das bereits ganz moderne Formen, ohne jeden Stilschnörkel, aufweist.

Wenn man aber Lust und Mittel hat, ein eigenes Musikzimmer einzurichten, dann versage man sich jedwede ornamentale Ausstattung, denn sie bedarf, wenn die Sache nicht plump und aufdringlich werden soll, eines höchst delikaten, künstlerischen Geschmackes, der nicht gerade allzu häufig ist. Man vermeide also jeden Zierat, dulde selbst keine Musikerbüsten oder Porträts, denn sie tragen zur musikalischen Stimmung nichts bei, sie stören viel eher. Man bringe lieber eine harmonische Wirkung durch die kunstreiche Anwendung von Form und Farbe hervor, und wirke dadurch im Äußeren musikalisch. Auch hierbei wird sich zeigen, daß in der Beschränkung die Meisterschaft liegt. Man halte den Musiksalon bloß in ganz einfachem, edlem, elfenbeinartigem Weiß, ohne jedweden Dekor, und stelle nichts hinein, als ein schwarzpoliertes Piano, ein schwarzpoliertes Notenschränkchen, sowie einige Blütenzweige in Vasen; man denke sich in diesem Raum eine schöne Stimme, ein paar kunstreiche Hände, die starke, goldene Töne erklingen lassen, und man wird in diesem Raum, von keinem fremden Eindruck abgelenkt, wahre Feste in Moll feiern.

---

13. Plastik im Zimmer.

Eine edle Plastik im Zimmer zu haben, ist immer eine Angelegenheit kunstfroher Geister. Die Porträtplastik kommt im Hause zur hervorragenden Geltung, ebenso wie die nach dem Leben gearbeitete Medaille. „Bloß zu beider Art Monumenten kann ich meine Stimme geben,“ sagt Goethe. „Was hat uns nicht

das fünfzehnte, sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert für köstliche Denkmale dieser Art überliefert, und wie manches Schätzenswerte auch das achtzehnte! Im neunzehnten werden sich gewiß die Künstler vermehren, welche etwas Vorzügliches leisten, wenn die Liebhaber das Geld, das ohnehin ausgegeben wird, würdig anzuwenden wissen. — Leider tritt noch ein anderer Fall ein. Man denkt an ein Denkmal gewöhnlich erst nach dem Tode einer geliebten Person, dann erst, wenn ihre Gestalt vorübergegangen und ihr Schatten nicht mehr zu haschen ist. Nicht weniger haben selbst wohlhabende, ja reiche Personen Bedenken, hundert bis zweihundert Dukaten an eine Marmorbüste zu wenden, das doch das Unschätzbarste ist, was sie ihrer Nachkommenschaft überliefern können. Mehr weiß ich nicht hinzuzufügen, es müßte denn die Betrachtung sein, daß ein solches Denkmal überdies noch transportabel bleibt und zur edelsten Zierde der Wohnung gereicht, anstatt daß alle architektonischen Monumente an den Grund und Boden gefesselt, vom Wetter, vom Mutwillen, vom neuen Besitzer zerstört und, solange sie stehen, durch das An- und Einkritzeln der Namen geschändet werden."

Fünfzig Jahre später lebte noch ein Abglanz dieses überragenden Geistes. Die Großelternzeit lebte in Goethe. Vom idealen Zimmer Adalbert Stifters wurde schon erzählt. Ein Fernrohr durfte nicht fehlen, denn das ist die Art der Dichter, daß sie immer wie durch Fernrohre sehen. In die Zukunft hinein. Da ist die Rede von weißen, ruhigen Marmorbildern alter Zeit, die den Gipfel seiner Wünsche bilden.

Die Kunstwanderungen erschlossen die Wohnungen, die den Kunstsinn der letzten zwanzig bis dreißig

Jahre offenbarten. Die Sache war lehrreich genug. Von wirklich edler Plastik war wenig zu sehen. Kaum hier und da eine Porträtplastik. Dagegen hatte die Galvanoplastik einen breiten Raum. Man denke Michel Angelos „Moses“ in einer elektro-chemischen Wiedergabe, natürlich gegen das Original gemessen aufs winzigste verkleinert, einem Tafelaufsatze nicht unähnlich. Gipsstatuen, mit Goldbronze belegt, standen umher. Jeder Sinn für Echtheit war verleugnet. Es war die Art, wie man in der Zeit des Parvenü- und Protzentums die Kunst verstand und pflegte. Der ganze Götterhimmel, der den Bildungsbezirk des Großbürgertums umstand, hatte eine Wendung ins Operettenhafte gemacht. Soweit Offenbachs „Schöne Helena“ von der Iliade entfernt ist, soweit entfernt sich der Kunstverstand des Mrs. Jourdains Anno 1870 von der Erkenntnis Michel-Angelesker Größe. Heute ist das Kunstgewissen weiterer Kreise wieder empfänglicher geworden. Man lächelt über die Geschmacklosigkeiten unserer jüngsten Vergangenheit. Man sagt sich wieder, das plastische Kunstwerk muß sich in den Raum einordnen, soll an bedeutsamer Stelle stehen, einen Augenruhepunkt bilden und dem prüfenden Blick standhalten können. Nachbildungen von räumlich größeren Kunstwerken sind durchaus verwerflich. Größere plastische Werke haben im Wohnraum nicht Platz, sie fallen aus dem Rahmen, sie stören die Harmonie empfindlich, wenn sie mit der räumlichen Umgebung nicht im Einklang stehen.

Die Kleinplastik nahm in den letzten Jahren einen großen Aufschwung durch die modernen Porzellanfabriken und durch die keramischen Werkstätten, soweit sie künstlerisch geleitet sind. Sie liefert den pla-

stischen Schmuck unserer Wohnung, wofern es nicht auch eine gute Porträtplastik sein kann. Aber was die Basare an kleinplastischem Schmuck liefern, ist selten von künstlerischem Wert, meist nur süßliche, allgefällige Publikumsware. Dagegen liefern die Kopenhagener Porzellanfabriken, die Nymphenburger und die Meißner hervorragende Werke der Kleinplastik, ebenso die Wiener keramische Werkstätte (Wiener Werkstätte). Irgendein einzelner Gegenstand ohne Kunstwert, in irgendeinem Laden gekauft, kostet meistens ebensoviel, wie ein kleines Kunstwerk dieser Herkunft. Die Segnungen einer solchen Kunstfreude würden nicht lange ausbleiben und ihr erster Erfolg wäre der, daß Leute, die nicht in der Lage sind, solche Kunstsachen zu besitzen, den häßlichen Plunder der Basare, der fälschlich für Wohnungsschmuck ausgegeben wird, lieber nicht aufstellen, und wenigstens durch diese Enthaltsamkeit die erfreulichen Zeichen eines gesunden Geschmackes geben, anstatt durch lächerliche Surrogate das peinliche Gefühl wachzurufen, daß das Gewollte doch ganz anders sein müßte.

---

14. Schlafzimmer und Bad.

Was für die Vorfahren das Schlafzimmer bedeutete, davon können wir uns nach den heutigen Wohnungszuständen keinen Begriff machen. Das Schlafzimmer galt so ziemlich als der Hauptraum des Hauses. Es sah aus wie ein Thronsaal. Das mächtige Bett, zu dem seitlich Stufen emporführten, und das baldachinartig überwölbt war, stand mit dem Kopfende an der Wand, mitten im Raum. Im Zeitalter der Gotik und der Renaissance gab die Kunst ihren Segen

dazu, wundervolle Schnitzereien finden sich selbst an den Betten bürgerlicher Häuser vor. Im 17. Jahrhundert vollzieht sich ein guter Teil des gesellschaftlichen Lebens im Schlafzimmer. Es ist Toilettenzimmer, Wohnraum, Empfangsraum, Speisezimmer, sogar Küche, wenigstens für die leichteren Speisen. Die Französin hatte ihr Paradebett, sie empfing den großen Besuch im Bette liegend, oder sich ankleidend. Der Barockstil hat darum auch keine anderen Möbel ausgebildet, als das Himmelbett, den Schreibtisch, der nach unten zu Wäscheschrank ist und oben als Glasschrank Tee- und Kaffeeservice enthält, das Sofa und die gepolsterten Stühle, und das alles in Formen, die für unser heutiges wahres Sein unverwendbar geworden sind. Sie gehören der Historie an. Zur Zeit des Empire, um 1800, glich das Schlafzimmer einem Tempel. Die Antike hatte es allen angetan. Man wollte frei sein von der Überlieferung und geriet unversehens in die ärgste Sklaverei. Das Schlafzimmer sollte nicht mehr wie ein Schlafzimmer aussehen. Menschliche Notwendigkeiten galten als durchaus unästhetisch. Es war die Zeit der Götterpose. Das Bett fand häufig in einem Alkoven Platz, dessen Front einen griechischen Tempelfries trug, oder es war reich und kunstvoll drapiert. Sinnreiche Symbole deuteten an, daß hier Aphroditens geweihte Stätte sei. Das Nachtkästchen erhielt die Form eines Opferstockes. Der Waschtisch war als Altar der Reinigung gleichfalls als Opferstätte charakterisiert. Der praktisch bürgerliche Sinn der Biedermeierzeit vertrug diesen ästhetischen Ballast nicht. Er reduzierte die Formen auf das konstruktiv Notwendige, schuf sie nach den leiblichen Bedürfnissen um und erzeugte jene behagliche

Gemütlichkeit, um die wir unsere Großeltern heute beneiden. Könige sind damals Bürger geworden, sie entflohen der Ungemütlichkeit der Schlösser und dem Druck der Repräsentation, um sich in der „Eremitage" wieder menschlich zu fühlen. Heute möchte der kleine Bürger wie ein König leben. Die Schlösser hat er gesehen, und nun will er es auch so haben. Der Möbelspekulant ist der große Hexenmeister, der alle Illusionen geben kann. Alle Stilarten liefert er, die Gotik, die Renaissance, Barock, Rokoko, Empire. Nicht um das Sein handelt es sich, sondern um den Schein. Die Möbel sind auch danach. Die Nutzräume treten zurück, und das Schlafzimmer ist die letzte, erbärmlichste Kammer. Die kleine Wohnung erlaubt es eben nicht anders! Und überhaupt! Ins Schlafzimmer kommt ohnehin niemand hinein!

Glücklicherweise gewinnt eine gesündere Auffassung wieder Raum. Man fühlt sich wieder, die Persönlichkeit wächst. Man hat persönliche Bedürfnisse. Das Schlafzimmer braucht kein Thronsaal zu sein, auch kein Tempel. Aber luftig soll es sein. Wir sind alle Fanatiker der Hygiene geworden. Mit Luft, Licht, Sauberkeit und Einfachheit bestreiten wir unsere Interieursstimmungen. Und siehe da, es wirkt ganz vorzüglich. Was dem Körper zugute kommt, gibt auch der Seele Nahrung. Wenn wir auch zum guten Glück auf das Ornament verzichtet haben, so gibt es für den künstlerischen Geschmack doch noch sehr viel zu tun. Vielleicht mehr als früher. Denn das Einfache, das ist doch das Allerkomplizierteste. Die Anordnung der Massen, die Gliederung des Raumes, die Behandlung der Farbe, die zweckdienlich-formale Erfüllung der Bedürfnisse, das sind Dinge, in denen

sich das Persönliche klar ausspricht. Ist Harmonie in der Persönlichkeit, dann wird sie auch im Raum sein. Und, das ist das allerwichtigste, der einzelne, der angefangen hat nachzudenken, muß mit seinem Tischler, mit seinem Architekten arbeiten, wenn er das Seine haben will.

Auf Licht und Luft also kommt es an. Man wird sich daher helle Farben wünschen, die Wände ganz licht, die Betten und Schränke in hellgelbem Kirschenholz, oder weiß lackiert, oder in unverhüllter Naturfarbe, wobei man die Flächen durch Einsetzen andersfarbiger Holzstücke beleben kann. Das heißt, wenn man am Ende nicht ein Messingbett vorziehen sollte. Daß man auch die Biedermeierform mit der Kuvertdecke auf sehr hübsche Art neu beleben kann, zeigt heute mancher Kunstgewerbler. Sonst hat man gerne eine Ottomane dem Bett am Fußende vorgelegt, ja mit diesem auch in einem konstruktiv verbunden. Hat man einen besonderen Toilettenraum, dann brauchen Wäsche- und Kleiderschränke nicht im Schlafzimmer zu stehen. Die Einrichtung der modernen Schränke dieser Art ist, wie früher schon erwähnt, für den Inhalt genau ausgemessen. Der Hängeraum muß so hoch sein, um die Röcke gut aufnehmen zu können. Oberhalb desselben, im Inneren, befindet sich häufig auch ein Brett für die Hüte. Eine Lade für das Schuhwerk befindet sich zu unterst. Kleinere, separate Laden und Fächer sind da für Spitzen, Bänder, Krawatten und Handschuhe, für Kragen und Manschetten usw., wie im Kapitel „Hausrat“ beschrieben. Die Schmutzwäsche kann man, wenn es an einer Bodenkammer oder einem anderen geeigneten Gelaß fehlt, in einem truhenähnlichen Behälter unterbringen, der

nötigenfalls im Vorzimmer stehen kann und häufig als Sitzgelegenheit ausgenutzt ist, mit einem Deckel oben zur Aufnahme der Schmutzwäsche und der von unten aufklappbaren Vorderseite zur Herausnahme derselben, alles verschließbar natürlich. Das Nachtkästchen gibt ebenfalls Möglichkeiten zu neuen, sinngemäßen Lösungen. Man kann einen kleinen, glasschrankartigen Aufsatz damit verbinden, der die Hausapotheke aufzunehmen hat. Leichte, helle Vorhänge, seitlich aufzuziehen, schützen das Gemach gegen Blicke von außen her, sperren aber nicht das Licht aus. Vor dem Fenster steht die Toilette: ein vertikaler Spiegel mit zwei im Winkel stehenden Flügeln, ein Gesimse davor, und links und rechts vom Sitz kleine Laden für die gesamte Kosmetik. Das alles ist sehr zierlich, sehr einfach, sehr elegant.

Das Bad ist in unmittelbarer Nähe des Schlafzimmers zu halten. Jede bessere Stadtwohnung hat jetzt ihr Badezimmer. Ein regelrechtes Bad, mit seinen weißen, glänzenden Kacheln, der vertieften Wanne, den blankgeputzten Hähnen in der Marmorverschalung, den glänzenden Apparaten, den technisch vorzüglich eingerichteten Waschtischen, sieht immer einladend aus. Im Schlafzimmer kann man sodann den Waschtisch entbehren. Gerade was die Badeeinrichtung angeht, so haben wir eine unbescholtene Vergangenheit. In den glanzvollen Zeiten des Hausrats, von der Gotik bis zum Rokoko, ist keine Rede von Badeeinrichtungen. Die „Kunst“ befaßte sich nicht damit; es blieb eine rein technische Angelegenheit der neueren Zeit, darum finden wir es heute in vollkommen von Stilarchitekturen unbeirrten, praktischen Formen vor. Nur römische Vorbilder existieren, und die sind sicherlich

auch mustergültig. Früher war man weniger heikel in dieser Hinsicht; heute ist das Bad tägliches Bedürfnis für einen Menschen, der reine Wäsche trägt.

Man sieht, ein vollkommener Wandel in der bürgerlichen Wohnung ist im Zuge. Die Nutzräume treten wieder in den Vordergrund. Gesund zu schlafen ist eine Vorbedingung des persönlichen Wohlseins. Man wird wieder den geeignetsten Platz als Schlafzimmer einrichten und die anderen Räume in zweiter Linie und nach Maßgabe ihrer Wichtigkeit bedenken. Bei diesen anderen Räumen ist Einschränkung eher am Platze. Man muß keinen Salon haben; man kann das Wohnzimmer als solchen benutzen, oder man kann das Wohnzimmer mit dem Speisezimmer verquicken, den Salon mit dem Arbeitszimmer, was gewiß das allerrichtigste ist; oder es kann auch, wenn es nicht anders geht, ein Raum für drei dienen, Wohnzimmer, Salon und Speisezimmer in einem sein. Das Schlafgemach muß hingegen ungeteilt bleiben, den Fremden verschlossen, der Ort der Ruhe und der Träume.

---

15. Das Kinderzimmer.

Ein Zimmer kenne ich, das eitel Freude ist. Kunst im vornehmen Sinne hat wenig dort zu schaffen, aber das ist ganz recht. Die Kinder, denen dieser Raum zum Aufenthalt dient, brauchen nicht zu fürchten, irgendeinen kostbaren Gegenstand zu beschädigen. Nichts soll die Freiheit ihrer Bewegung hemmen, und es ist nicht nötig, daß sie sich benehmen, wie jene biblischen vierzig Kinder, die sich samt und sonders betrugen wie eines. Und das ist auch gut. Luft, Licht und Freiheit

muß das Kinderzimmer gewähren. Entweder die kleine Schar tollt im Raum umher und erfüllt ihn mit fröhlichem Lärm, oder sie hocken still zusammen, betrachten die kindlich einfachen Darstellungen an dem herumlaufenden Wandfries, wo allerlei Tiere dargestellt sind, in jenen primitiven Formen, die der rege schaffenden Phantasie der Kleinen noch genug freien Spielraum zur Selbstbetätigung geben. Diese Bilder ebenso wie das Spielzeug, das auf ähnliche Weise primitiv und der kindlichen Anschauungsweise angemessen sein muß, wollen die Sinne erziehen und vor allem das Auge. Darum ist im Kinderzimmer die Farbe von so großer Wichtigkeit. Es gilt, wie Gottfried Keller fein sagt, „die Erhaltung und Unbescholtenheit des Auges". Dazu gehört, daß man alles Häßliche, Verlogene und Imitierte aus der Kinderstube fernhält. Eine Mutter stellte kürzlich die Frage, wann sie mit der Erziehung ihres vier Jahre alten Kindes beginnen sollte. Sie ist aber nicht die einzige, die es nicht weiß, daß mit der Erziehung des Kindes vom ersten Schrei an, den es in der Welt tut, begonnen wird, und daß die Umgebung, die Kinderstube, auf rein sachliche Art erziehlich wirken muß. Die Erziehung zur Farbenfreude beginnt hier, damit das Auge einmal der getreue Hüter und Wächter des Paradieses der farbenvollen Weltherrlichkeit werde, an dem die meisten wie Ausgestoßene blind vorübergehen. Darum wird es gut sein, im Kinderzimmer, dessen Wände im einfachen Farbenton und sehr hell gehalten sein müssen, farbige Wandbilder aufzuhängen, die in Rahmen zum Auswechseln angebracht sind, damit man den Kindern von Zeit zu Zeit etwas Neues bieten und den Kreis ihrer Anschauungen erweitern kann. Der schönste Märchen-

und Tierfries, der an die Wand gemalt ist, wird auf die Dauer langweilig und die geheime Wirkungskraft, so groß sie auch anfangs immer sein mag, versagt schließlich ganz. Auf die Wandbilder, die bei Teubner und bei Voigtländer, Leipzig, erschienen sind, sei bei dieser Gelegenheit hingewiesen; sie bieten manches Gute. Beide Unternehmungen bringen farbige Original-Steinzeichnungen von Künstlern zu wohlfeilen Preisen auf den Markt und man kann ihnen im ganzen genommen das Zeugnis eines vortrefflichen volkstümlichen Erziehungsmittels ausstellen. Die Blätter bringen Heimatkunde, die Sage, das Märchen, das Tierleben, Bilder aus Dorf und Stadt zur Anschauung.

Während der untere Teil der Wände eines Kinderzimmers am besten in lichtem Holz getäfelt wird, entweder hell gebeizt oder lackiert, oder auch im Naturton gehalten, um abgerieben werden zu können, setzt oberhalb des Getäfels der farbige Fries oder eine Reihe von Wandbildern ein, in Leisten gefaßt, ziemlich außerhalb des Bereiches der Hände; die Wand setzt sich oberhalb bis zur Decke in hellen Farben fort und trägt ganz oben einen Blumenfries. Aber nicht immer ist das nötig; Wand und Decke können weiß bleiben. Zur Blumenpflege soll man Kinder früh anregen, sie ist das beste Mittel zur Erziehung der Naturfreude und der Beobachtungsgabe. Deshalb wird man gut tun, unterhalb des Fensters ein Brett anzubringen, wo die Blumentöpfe stehen, die von den Kindern selbst gewartet werden. Das Licht soll von oben her auf die Pflanzen fallen. Tische und Stühle läßt man am besten nur säuberlich gehobelt, ohne Anstrich herstellen, um sie stets gut waschen und reiben zu können, was im Kinderzimmer sicherlich sehr häufig notwendig ist.

Wo es möglich ist, läßt man ein kleines Turngerät anbringen. Ein Arbeitstisch mit allerhand Werkzeugen ist hier gut am Platze, denn zu bauen und zu arbeiten fangen Kinder frühzeitig an. Im allgemeinen soll aber das Kinderzimmer kein Kramladen sein. Namentlich mit Spielsachen soll es nicht überhäuft sein. Sonst erzieht man zur Sprunghaftigkeit und Zersplitterung der Aufmerksamkeit. Zu zeichnen haben Kinder immer. Das ist die erste bildnerische Regung, die man an ihnen beobachtet. Die Eindrücke auf die Kinderseele sind so stark und plastisch, daß sie alle unwillkürlich ihre Gedanken graphisch darzustellen streben. Dieser Kunsttrieb, der wie ein schwaches Pflänzlein aufsproßt und umsichtiger, sorgfältiger, aber unaufdringlicher Pflege bedürfte, wird leider selten mit Verständnis behandelt und verkümmert allzu früh. Man wird daher sehr gut tun, an einer Wandstelle eine große Tafel mit Kreide und Schwamm anbringen zu lassen, daran der bildnerische Sinn der Kleinen sich betätigen mag. Feldblumen, bunte Steine, alles was die Kinder im Freien sammeln, und als kostbare Schätze daheim ausbreiten, bringen die Märchenstimmung in das kleine Reich, das sie mit den Gestalten ihrer ungebrochenen Phantasie bevölkern. Von der Zeit der ersten Gehversuche bis zum zwölften Jahre ungefähr währt die fröhliche Herrschaft der ungebundenen Phantasie. Wenn das Kind älter wird, tritt die illusionsschaffende Seite der Phantasie zurück, das Vorstellungsgewebe füllt sich immer mehr aus und die Ansprüche werden größer. Sobald das Mädchen nicht mehr den Schemel als Puppenbett verwenden will, die Knaben aus umgestürzten Stühlen nicht mehr eine „wirkliche“ Eisenbahn herstellen mögen, oder in einem Brett ein

Schiff und im Fußboden das Meer erblicken, sobald die Kinder sich nicht mehr mit Eifer in die Rolle eines Tieres versetzen, seine Stimme und Bewegungen nachahmen wollen und aufhören, sich gelegentlich als Lokomotive oder Dampfschiff zu fühlen, wird ihnen die Kinderstube zu eng. Sie fangen an, die Kinderschuhe auszutreten. Das zwölfjährige Mädchen fühlt sich als Fräulein und bekommt ein neues Zimmer, eine neue Welt. Die Buben „studieren". Weit hinten liegt die Kindheit, wie eine selige Insel und an ihr gestrandet eine ganze Arche Noah voll Kindersächelchen, entseelt und entzaubert. Ein Reich in Trümmern, fernab und vergessen.

---

16. Das Töchterzimmer.

Die Stellung der Frau im heutigen Leben ist ein Kampf, ihr Kampf ist ein Suchen. Ihr Streben ist Gleichberechtigung mit dem Manne in sozialen, politischen und beruflichen Dingen. Auf allen Gebieten wetteifert sie mit ihm als ebenbürtige Genossin — oder Rivalin. Das spürt man schon im Töchterzimmer. Die Nervositäten des Tages vibrieren bis in die Stille des jungfräulichen Gemaches. Der Studiengang ist von fast männlicher Strenge und Härte, auf den künftigen Struggle for life vorbereitend. Und dennoch liegt über den Dingen ein milder Abglanz weiblicher Grazie, welche die Frau auch in den Härten des Berufes als unschätzbares Gut bewahren will. Die Zwittererscheinungen des dritten Geschlechts gehören einer kurzen Übergangsperiode an und sind, mit dem Fluche der Lächerlichkeit beladen, von der Bild=

fläche verbannt. Das Töchterzimmer vor fünfzig Jahren war gegen das heutige eine friedvolle Welt. Das war damals ein liebliches Hindämmern an Bändern und Kram, bis „der Großvater kam und die Großmutter nahm". Vielleicht gleicht das heutige Töchterzimmer dem damaligen sehr stark an äußerlichen Stimmungselementen, aber innerlich ist es von ganz anderem Leben erfüllt. Eine satte, lavendelschwere Luft lag in dem Raum, wo durch weiße Gardinen der Tag hell hereinschien, der Schreibtisch mit den dicken zylindrischen Füßen barg Schleifen und Andenken, himmelblaue Vergißmeinnichtlyrik auf antikisierenden Wunschkarten gedruckt, ein Päckchen Briefe voll lispelnder Ach! in steifer Schrift geschrieben, abgestandene Parfüms entsendend, wie ein altes, leeres Flacon, und aus dem spindeldürren Spinett entstiegen in dünnen, gebrechlichen Tönen Mozarts graziöse Menuetts, Schuberts kindlich fröhliche Weisen, während durch die Straßen die sentimentalen Klänge zogen: „Wenn's Mailüfterl weht..." Die Lavendelstimmung ist heute auch aus dem Töchterzimmer entschwunden. Im Notenständer neben dem Klavier finden wir Richard Wagner, Hugo Wolf, Richard Strauß; Schubert und Beethoven sind geblieben. Auf dem Tische häufen sich Bücher, sogar Zeitschriften, Maeterlincks „Leben der Bienen" liegt da; es liegt nicht nur da, es wird auch gelesen. Was unter dem Titel „Mädchenliteratur" einstens beliebtes Lesefutter war, ist nicht vorzufinden. Das Nähkörbchen im Fenster mit dem Strickkörbchen im Fuße ist ebenfalls verschwunden, es ist samt der „Mädchenlektüre" in der Rumpelkammer der Vergangenheit begraben. Blumen stehen am Fenster, wie es auch einst war, Rosen im Glas

und, wenn es die Jahreszeit will, auch weiße Lilien. Das ganze Gemach ist darauf gestimmt, eine Symphonie in Weiß. Das Bett steht unsichtbar hinter den weißen Vorhängen, die vom Plafond heruntergehen und tagsüber zugezogen sind. Weiße, feine Vorhänge, seitlich zu öffnen, verhüllen das Fenster, weiß sind Decke und Wände, durch die bandartig ein Fries geht, und an den Wänden hängen in schmalen, glatten Rahmen Reproduktionen nach Burne Jones, trauernde Frauengestalten mit keuschem Leib und sehnsüchtigen Blicken, „Love in Ruins" und andere schmachtende Legenden, die der knospenhaft unerschlossenen Gestalten präraffaelitischer Meister, die nun seit einigen Jahren modern sind. Schmalhüftige, hochgezogene Möbel stehen herum, fußfrei, so daß man unten bis zur Wand blickt, was den Raum größer erscheinen läßt, ein weiter Bücherschrank, zierliche Schränkchen und Stühle, ein Toilettentisch mit facettiertem Glas ohne Rahmen und mit Laden, die Toilettartikel darin zu verschließen, im übrigen alles blitzblank und sauber anzusehen, hier und da ein erlesenes Stück eigenen Kunstfleißes, ein Tischläufer, eine Schutzdecke, sauber genäht, mit modernem Muster. Der Bodenbelag ist einfarbig ohne Dessin, oder fast ohne solchen, graublau im Ton und die Möbel sind lackiert. Blau steht zu Weiß sehr schön. Dunkles Rot kann auch verwendet werden. Hellgelbes Kirschholz ist von bezwingender Anmut. Ein solches Gemach wirkt schon durch die Farbe wie ein Frühling. Stehen ein paar feine Gläser auf dem Schränkchen, einige kleine Kunstgegenstände gut verteilt, Vasen, Porzellan aus Kopenhagen, blank und schimmernd, dann mutet es an wie ein Festtag im Mai.

Solcherart erscheint das Töchterzimmer als ein Spiegel der Persönlichkeit, die darin lebt.

Und nicht nur der Persönlichkeit, sondern auch ihrer Zeit. Was die Ideale, Wünsche und Hoffnungen der Gegenwart sind, kann und soll man ja auch an diesem Ort verspüren. Die Zeiten sind jedenfalls vorbei, wo die Töchtererziehung kein anderes Ziel kannte, als unter die Haube zu kommen. Nichtsdestoweniger ist es sehr erfreulich, wenn sich im heutigen Töchterzimmer auch ein Kochbuch vorfindet. Die genaue Kenntnis des Hauswesens auf Grund eigener Betätigung ist auch für jede gebildete Dame eine selbstverständliche Voraussetzung. Die Vorbereitung auf irgendeinen selbständigen Beruf und auf das Leben, das draußen harrt, soll unter allen Umständen auch der Entwicklung häuslicher Tugenden Raum gewähren. Was immer die Zukunft erheischen möge, das Leben dürfte in diesen Raum nichts hereintragen, was irgendwie geschmackswidrig, schmutzig und anstößig ist. Man muß nicht hausbacken und prüde sein, aber man muß in allen Fällen auf seelische Hygiene bedacht sein, sowohl im Umgang mit Menschen, als mit Büchern und Dingen. Im allgemeinen dürfte das Töchterzimmer in allen Verhältnissen den oben geschilderten Charakter empfangen, bald einfacher, bald reicher ausgestattet, je nach den persönlichen Bedürfnissen und Möglichkeiten. Seine besondere Prägung wird es natürlich von dem Geiste erhalten, der darin haust. Die Wohnungspsychologie kann nicht leicht Fehlschlüsse ziehen. Man wird es auf den ersten Blick erkennen, ob die Inwohnerin Kunstgewerblerin, Beamtin oder Studentin ist. Die Individualität soll ja in den Dingen der Häuslichkeit am stärksten spre-

chen. Reinheit und Nettigkeit machen hier wie überall den Hauptschmuck aus. Die Grazien werden sicherlich auch das Gemach erfüllen, wenn sie die Inwohnerin mit ihren Gaben beglückt haben, was natürlich nicht zu bezweifeln ist. Wenn auch die junge Dame ein angehendes „Fräulein Doktor" ist, braucht ihre Stube nicht auszusehen wie eine Studentenbude. Es ist eine bedenkliche Atmosphäre, wo Parfüm und Zigarettenqualm vermischt sind.

---

17. Blumen am Fenster.

Die Hausgärten sind aus unserer Stadt ziemlich verschwunden. Der Utilitarismus der Bauunternehmer hat nicht bedacht, daß die Naturfreude mit zu den täglichen Lebensbedürfnissen der Stadtmenschen zählt. In dem Maße aber, als Garten und Feld zurückwichen und die Natur den ungastlichen Mauern entfloh, erwuchs in der Trostlosigkeit dieser Steinwüste eine seltsame, bleiche Stubenpflanze, die Natursehnsucht, die recht eigentlich ein Großstadtprodukt ist. Und zugleich ein wichtiger Faktor der Kultur. Wie tief diese Sehnsucht wurzelt, kann man an Sonn- und Feiertagen sehen, wenn die Menge „aus der Straßen quetschender Enge" ins Freie drängt, wenn sie an Waldungen und Feldrainen Blumen errafft, um sie in die traurigen Stuben zu stellen, wo sie sterbend noch einen Abglanz von Sonnenfreude und Sommerluft verbreiten. Wenn es irgendein Vollkommenes gibt, so ist es gewiß das schöne, stille Sein der Pflanze und die Reinheit ihres Lebens. Und was die Menschen für das Feinste ansehen, ist ihre Schönheit und ihr Duft. Sie wirkt mit

der Kraft eines Symbols. Ein einziger Zweig ins Zimmer gebracht, und ein ganzer Frühling ist zu Gast!

Die unklare Natursehnsucht des Städters gibt einen klaren Fingerzeig. Etwas sehr Wertvolles liegt darin, vielleicht ein neuer Zivilisationsfaktor, den man nur zu organisieren braucht. Anfänge sind vorhanden, um in die naturverlassene Stadt wieder die Gärten einzuführen. Jedermann in der Stadt kann seinen Garten vor dem Fenster haben; einen winzigen allerdings, aber ein Gärtchen immerhin. Einen Meter lang, ein Drittel breit, nicht größer als es das Fenstergesimse erlaubt, und die grün oder weiß gestrichene Einfassung, die dort aufzustellen ist. Für wenig Geld liefert der Markt die schönsten Blumen, und zwar je stärker die Nachfrage, desto billiger. Die Sache hat auch eine volkswirtschaftliche Bedeutung. Ein wichtiger Zweig der Landwirtschaft käme ins Aufblühen, die Blumenzucht. Man bedenke, was die Blumenkultur in Holland und in Frankreich wirtschaftlich bedeutet. Keine Stadt hat größeren Blumenbedarf als Paris und nirgends sind die Blumen billiger. Die Blumenmärkte von Paris sind eine Sehenswürdigkeit. Bei uns ist kaum noch der Sinn dafür aufgegangen, welche reiche Quelle von Freuden ein solches Blumenbrett ist, ein gut bestandenes und schön gepflegtes natürlich. Wenn aus dem Gesimse eine Blumenwildnis hervorblüht, die in den prangendsten Farben duftet und leuchtet, ist die Stube mit einem Male verwandelt. Die freundlichen Hausgötter der Traulichkeit und Wohnlichkeit sind plötzlich eingekehrt und walten mit Zaubermacht, mag auch der Hausrat noch so ärmlich sein. Es ist nicht nur eine liebliche Augenweide, o, noch viel mehr! Öffnet man am Morgen

das Fenster, dann trägt der Lufthauch ganze Wolken von Wohlgerüchen herein, die das Gemach erfüllen. Und welche Labsal ist es, abends hinter diesem kleinen Hausgarten zu sitzen! Eine Fülle von Segen strömt vom Fenster her in die Stube und in das Herz der Inwohner und hilft wohl irgendein Gutes im Leben fördern. Diese Blumenwildnis vor dem Fenster ist zwar kein vollkommener Garten, nicht einmal eine Laube, wie man sie einst hatte, aber sie ist etwas, was unter Umständen noch viel mehr sein kann, weil sich ein Persönliches damit verbindet. Denn die Liebe, die auf dem Grunde eines jeden guten Werkes ist, muß sich auch hier betätigen. Wer hier nicht säet, wird auch nicht ernten. Die Blumen am Fenster gedeihen nicht ohne aufmerksame Pflege. Das verursacht zwar eine kleine Mühe morgens und abends, aber was tut's? Kann man denn etwas lieben, um was man sich gar nicht zu bemühen braucht? Zumindest ist hier die Mühe eine Freude, die man nicht dem Dienstmädchen überlassen soll. Der bloße Pflichtbegriff ist giftiger Meltau für die Blumenpracht am Fenster. So etwas merkt man gleich. Nein, die Blumenpflege gehört der Dame des Hauses zu. Dann wird das Blumengärtchen zum Symbol, wo jede Pflanze von der Sorgfalt und der Liebe der gewiß liebenswerten Gärtnerin erzählt. Oft kommt man an einem Hause vorbei, wo an einem der Fenster Hortensien stehen und Nelken und Rosen, Pelargonien und brennende Liebe und je nach der Jahreszeit manche andere schöne Pflanze. Die schönen weißen Hände, die sichtbar werden, um mit so viel Liebe den Blumenstand am Fenster zu pflegen, zur eigenen Herzenslust und zur stillen dankbaren Freude des Vorübergehenden,

geben ein sehr edles Beispiel. Eine neue Schönheit zieht in unsere Straßen ein. Da und dort bricht aus den Gesimsen eine solche blühende und duftende Blumenwildnis hervor. Und nun denke man sich diesen Blumenreichtum über alle Fenster, an allen Häuserreihen, bis ins höchste Stockwerk verbreitet: er müßte die Stadt in einen reizenden Garten verwandeln. Es müßte ein Segen sein fürs Auge und fürs Herz und auch für die Gesundheit. Die lebt ja bekanntlich vom Schönen, ebenso wie das Gute.

Aber nicht nur nach außen hin würde der Wandel eintreten, sondern auch nach innen. Eine Revolution hat die Blume in den Wohnungen hervorgebracht. Der Fall ist typisch: ist in irgendeinem Hause die Blumenfreude intensiv geworden, dann spürt man die Wohltat der Blumenherrschaft in allen Räumen. Die schweren Stoffgardinen, welche die vordem so beliebte Rembrandtsche Clair-obscur-Stimmung erzeugen sollten, werden entfernt. Luft und Licht strömen nun in vollen Fluten herein. Nun zeigt es sich auf einmal, welch ein lichtscheues Gesindel von Nippes und lächerlichem Aufputz die Wohnung verunstaltete, vom Makartbukett angefangen bis zu den japanischen Schirmen und Photographieständern, wie viel unkontrollierbare Staubwinkel allen Wänden und Möbeln entlang vorhanden sind. Die Umwälzungen, die von der stillen selbstgenügsamen Blume ausgehen, füllen ein lustiges Kapitel. Wir wollen uns einmal flüchtig daran erinnern, daß unsere Großeltern eine solche feine Kultur besaßen, zu der wir jetzt erst wieder den Anfang machen. Treten wir in die Tür unserer Großväter, dann finden wir ein helles Gemach mit weißen Gardinen, einfarbigen oder weißen Wänden, hellgelben

Kirschholzmöbeln, und als Herrscherin und Hüterin dieser einladenden, traulichen Stimmung die Blumen, unsere heimatlichen Bauernblumen in weißen Töpfen, lieblich anzuschauen. In der Blumenliebe liegt etwas sehr Edles. Der Anfang von Kunst liegt in ihr. Was die Blumenpflege für die Kultur bedeutet, mag man in der ausgezeichneten Schrift „Makartbukett und Blumenstrauß“ von Alfred Lichtwark nachlesen. Von den Blumen der Heimat muß man ausgehen, sie passen zu unserem Dasein. Wir finden sie in den beliebten Blumenstücken der früheren Zeit, in den Vorgärten der alten Landhäuser und in den Bauerngärten. Nur die Modesucht hat sie verachtet. Darum sollen sie zu Ehren gebracht werden.

---

18. Die Arbeiter- oder Kleinbürgerwohnung.

Auch die Arbeiter- oder Kleinbürgerwohnung kann ein Schmuckkästchen sein, was Nettigkeit und Ordnung betrifft, ein trauter Raum, in dem man gern verweilt, der nicht nur bewohnbar, sondern auch wohnlich ist und dem Kneipen- und dem Tingeltangelwesen wirksam entgegenarbeitet. Der Andrang in Kneipen und Tingeltangeln, die rohe Duzbrüderschaft lassen unfehlbar auf ein zerrüttetes Hauswesen schließen. Soll man also die arme volkreiche Stadt, wo sich die Wohnungen aneinander und übereinander bauen, zahllos wie die Zellen eines Bienenkorbes, wohnlich finden und das Gefühl der Heimatlosigkeit verlieren, so muß von dem Innern der Häuser her aus den Wohnungen der Eindruck verschwinden, daß fast alle, ob arm oder reich, Fremdlinge im eigenen Heim geworden sind.

Nun bilden die erfreulichen Bildungsbestrebungen der modernen intelligenten Arbeiterschaft freilich die sicherste Gewähr dafür, daß sich der Ausbau einer inneren Kultur langsam vollzieht, der sich denn auch nach außen hin in höheren Geschmacksforderungen da und dort geltend macht. Im allgemeinen aber sieht es noch ziemlich schlimm aus. Aber auch dem einfachsten Manne, der, von diesen geheimen Triebkräften berührt, Aufklärung sucht, wie er es in seiner Wohnung anfangen müsse, kann geholfen werden. Aus den Andeutungen der früheren Kapitel müßte sich eigentlich alles ableiten lassen, was der kleinen Wohnung des Arbeiters und Handwerkers frommt. Die Wände des Zimmers und der Kammer werden jedenfalls ganz weiß getüncht sein, einen einfachen Fries tragen und jedes Jahr mit verhältnismäßig geringen Kosten nachgetüncht werden können. Einfaches, helles Zeug hängt als Zuggardine, seitlich aufzuziehen, in schlichten Falten von den Fenstern herab, wo Blumen stehen und dem ganzen Raum eine freundliche Stimmung geben.

Die Möbel sind ganz einfach, aus weichem Holz, gut und sorgfältig gemacht, in geraden Leisten und Brettern zusammengefügt. Reines, einfaches Tischlererzeugnis ohne Künstelei. Die Farbe kann an solchen Möbeln, wofern sie nur in guten und richtigen Verhältnissen hergestellt sind, alle Schönheit hervorbringen. Überhaupt müßte die Schönheit des Raumes zum Teil in der farbigen Wirkung gesucht werden. Das weiche Holz läßt sich auf verschiedenartige Weise beizen, und man könnte zu dem Weiß der Wände einen graublauen Holzton oder einen dunkelblauen oder kirschroten vorteilhaft verwenden, von zahllosen an-

deren Abstufungen nicht zu reden. Man vermeide durchaus, irgendeinen Zierat anbringen zu wollen. Schönheit kommt aus der zweckvollen Durchbildung, aus der schönen Proportion der Maße und endlich aus der glücklichen Farbenwirkung. Nur ein paar Haupttöne sollen vorherrschen. Nebst dem Weiß der Wände irgendein kräftiger farbenfroher Ton an den Möbeln, der auch die einfachsten Stücke bedeutsam macht und den Sinnen näher rückt. Man ahnt für gewöhnlich gar nicht, wie leicht die Sinne auf die farbige Erscheinung reagieren. Weißlackierte Möbel sind das Zeichen einer ganz feinen Kultur. Für billigen und künstlerischen Wandschmuck haben verschiedene Firmen gesorgt, wenngleich auch nicht alle berechtigten Erwartungen erfüllt worden sind. Als schönster Schmuck kommen wieder die Blumen in Betracht.

In allen Städten sind die Künstler am Werke, auch dem kleinen Mann zu geben, was des kleinen Mannes ist. Eine wesentliche Aufgabe aller jener, die am Ausbau der modernen Kultur betätigt sind, ist es, das Interesse des Volkes auf die Dinge zu lenken, die sein eigenes Wohl betreffen und zur Mitarbeit an diesem Kulturgedanken anzuregen. Jeder kann an der Schönheit der Erde und des Lebens mittun und Kulturarbeit verrichten. Jeder tut es, der sein eigenes Feld wohlbestellt und bei seinem Hause, bei seiner Wohnung, seinem Heim anfängt. Im Sinne dieses Kulturgedankens wolle auch dieses Buch verstanden und als Freund und Führer benutzt werden.

19. Käuferregeln.

Gebrauchsgegenstände.

Bei Gebrauchsgegenständen sehe man darauf, daß sie ihre Bestimmung klar und deutlich ausdrücken; daß sie kein anderes Material vortäuschen, als das, aus dem sie gefertigt sind; daß sie nicht so sehr durch ein Ornament, als vielmehr durch die solide Arbeit schön sind.

Schreibmappen und Albums mit Lederrücken aus gepreßtem Papier, Schildpattkämme aus Zelleloid, Broncen aus Zinkguß, Seidenblusen aus Baumwolle, sogenannte echtvergoldete Schmucksachen, Brieftaschen in Juchtenimitation, bunte Stoffe, die im ersten Sonnenstrahl verschießen, sind nicht nur geschmacklos, sie sind trügerisch und zu verwerfen. Vor den Begriffen Galanteriewaren und Luxusartikel ist zu warnen. Es gibt keine Galanteriewaren oder Luxusartikel an sich. So werden Dinge genannt, die gewöhnlich für nichts gut und nützlich sind.

Kunstgegenstände.

Die Kunstgegenstände, die sehr häufig als Schmuck der Wohnung oder zu Geschenkzwecken gekauft werden und zugleich einer praktischen Verwendung dienen sollen, sind mit Vorsicht aufzunehmen. Gebrauchsgegenstände, wie Uhren, Tischglocken, Vasen, Aschenbecher, Schreibzeuge, Photographienständer, Tischgerätschaften, Dosen, Schalen und ähnliche Dinge, müssen ihre Schönheit auch ohne Zierat bewähren und sind auf die Qualität hin sehr streng zu prüfen, wenn sich Verzierungen, figurale oder ornamentale, daran finden.

Gebrauchsgegenstände, die wegen solcher Verzierungen als Kunstgegenstände angepriesen werden, gehören in den häufigsten Fällen zu jener Gattung von Kunst, die eine unerlaubte Spekulation auf die Unerfahrenheit des Publikums darstellt.

Wenn Gebrauchsgegenstände künstlerisch sind, dann sind sie es durch die zweckmäßige, schlichte Form, durch die gediegene Arbeit, durch die Echtheit des Materials und durch die sachliche Anmut. Gebrauchsgegenstände sollen also ihre Bestimmung klar ausdrücken und nicht nebenher noch Kleinplastik zum Schmuck des Hauses sein wollen. Wenn Kleinplastik verlangt wird, so soll auch diese als Kunstgegenstand im eigentlichen Sinne um ihrer selbst willen da sein.

Kleingerät.

Im allgemeinen ist man leicht bereit, für sogenannte „Schmücke dein Heim“-Artikel oder Luxusartikel verhältnismäßig teure Preise zu bewilligen und sich für den notwendigen Alltagsgebrauch mit billigem und minderwertigem Kleingerät zu begnügen. Gerade an dem Kleingerät sollte nicht gespart werden, weil es dauernd starker Benutzung unterworfen ist und deshalb hohe Qualitäten besitzen muß. Seine Beschaffenheit ist ein untrügliches Maß für den Geschmack und die innere Gediegenheit des Besitzers. Ein Heim, in dem diese Dinge in Ordnung sind, kann jenen fälschlichen Luxus entbehren, der nur zur Zier dasteht und lediglich den Zweck erfüllt, Blößen und Mängel zu verbergen. Die Grundsätze der Qualität und der organischen Formgebung mit dem Verzicht auf wohlfeile Ornamentation sollten bei allen Dingen beachtet werden, die unter den Gattungsbegriff Klein-

gerät für das Haus, für den persönlichen Gebrauch und für den Alltag in Betracht kommen können, wie Tischgeräte, Toilettegarnituren, Service, Dosen, Beleuchtungskörper, Lederarbeiten, Möbel, Schreibzeuge usw.

Beleuchtungskörper.

Bei Beleuchtungskörpern soll das Publikum darauf sehen, daß die Gebilde ihre Bestimmung ohne Umschweife ausdrücken und die Vorzüge eines guten Materials mit einer peinlich sauberen Arbeit besitzen. Denn die Beleuchtungskörper sind Maschinen- und Industrieprodukte, und wir können deshalb nur erwarten, daß die Durchschnittsware von Tischglocken, Tastern, Lichtträgern, Lampen und Lustern die sachlichen Gebote des guten Geschmackes erfüllen. Plastische Gestaltungen, figurale und symbolische Formerfindungen werden in Verbindung mit der Beleuchtungsabsicht in schlechtem Gußmaterial häufig als Schundware geboten, weshalb zu raten ist, sich an ganz sachliche und glatte Gegenstände dieser Art zu halten, die sich durch nichts empfehlen können, als durch gute Ausführung. Es gibt natürlich auch in den Beleuchtungsgegenständen künstlerisch bestimmte Zierformen oder individuelle Kunstgebilde, die aber in der Regel als Unika dastehen: sicherlich haben sie nicht die Bestimmung, als wohlfeiler Massenartikel den Markt zu beherrschen.

Metallgeräte.

Hier soll der gebotenen Kürze halber bloß die Warnungstafel stehen, daß ein Wust undefinierbarer Ornamentpressung in minderwertigen Kompositionsmetallen erscheint, der unter folgenden Namen emp-

fohlen wird: „Kunstguß“, „Kunsteisenguß“, „Zinnguß“, „in den neuesten Bronzetönen patiniert, irisierend in der Art der Wiener Bronzen“, oder „in der Art der französischen Bronzen“.

Diese Erzeugnisse, die schon durch ihre Form aggresiv wirken, stellen sich als Tafelaufsätze, Schreibtischgarnituren, Tischgerätschaften, Dekorations-Zinnteller und Ehrenbecher vor. Dagegen gilt die Regel, allen dekorierten Schund beharrlich zurückzuweisen!

Edelmetallarbeiten.

Auch hier gibt es eine Handwerkskunst, die Unika erzeugt, und eine Masseninduſtrie, die in ästhetischer Beziehung der herrschenden Konvention des guten oder schlechten Geschmackes folgt. Die Formen können auch für die Massenproduktion künstlerisch vorbestimmt sein, aber es soll darüber Klarheit herrschen, daß der Fassonwert verhältnismäßig immer gering sein wird. Der Durchschnitt des Schmucks, der in Läden erhältlich ist, Ringe, Broschen, Armbänder, ist maschinell hergestellt, mit den „Galerien“ für die Brillantenfassungen versehen, und der heutige „Goldschmied“ hat die Arbeit des „Montierens“. Er ist einseitiger Spezialist im Brillantenfassen geworden; das Leben hat ihm in der Regel keine Aufgaben zu stellen.

Das kommt ein gut Teil daher, daß das Publikum noch immer der unbegreiflichen Meinung ist, daß sein gelegentlich erstandener Alltagsschmuck „Goldschmiedekunst“ sei. Wer will, kann immerhin noch das so selten Gewordene finden. Vielleicht genügt es, das Unterscheidungsvermögen zu schärfen.

Lederwaren.

Bei allen aus Leder gefertigten Gegenständen, wie Taschen, Handtäschchen, Portemonnaies, beruhen die wesentlichen Momente der Degradation in der künstlichen Narbung, durch welche die charakteristische Oberfläche des Leders ungünstig verändert wird. Schaf-, Kalb-, Ziegen- und Schweinsleder werden so bearbeitet, daß Schafleder wie Kalb-, Saffian- oder Schweinsleder aussieht, während Ziegenleder mit allen möglichen Narben versehen und Schweinsleder wie Levantsaffian genarbt wird. Ferner wirkt der schwere Druck der Narbenprägung schädigend auf die Qualität, ebenso wie der Gebrauch mineralischer Säuren beim Färben. Alle diese Prozeduren haben in der Regel den Zweck, einer minderen Sorte den Anschein einer höheren Gattung zu geben. Besonders verderblich ist das Schärfen dicker Häute, wobei die zähen Fasern des inneren Teiles der Haut weggeschnitten werden und nur die Narbung bleibt, die nur einen sehr geringen Grad von Haltbarkeit besitzt. Als Meisterstück des Taschners wird die Fertigkeit betrachtet, ein Fell so dünn zu schaben, daß es in eine Wallnuß geht. Dieser falsche Ehrgeiz, der in einer rein technischen Herrschaft gipfelt und eine Vergewaltigung des Materials bedeutet, erklärt zur Genüge die durchschnittliche Minderwertigkeit auch der sogenannten besseren Lederwaren. Für den Qualitätsniedergang der Lederfabrikation ist bezeichnend, daß die Einbände, die dreißig Jahre alt, dem Verfall nahe sind, während die alten Bände Jahrhunderte überdauert haben und heute noch durch ihre Festigkeit überraschen. Die gewöhnlichen gangbaren Sorten von sogenannten Saffiantäschchen, Hand-

taschen, Portemonnaies usw. besitzen im allgemeinen nicht für länger als ein Jahr Haltbarkeit. Es kann uns nicht wundern. Der Käufer soll wissen, daß die schönste Handtasche für M. 5 nicht länger halten kann.

Bucheinband

Hier ist zwischen dem Verlegereinband, einem Produkt der maschinellen Massenherstellung, und den kunsthandwerklichen Einbänden, die Unika sind, zu unterscheiden. Diese können in künstlerisch hochkultivierten Händen zu feinen Kunstwerken gesteigert werden — eine Sache für den Liebhaber und Kenner, auch was den Preis betrifft, nicht für die Masse der Käufer, die auf den Verlegereinband angewiesen ist. Aber auch der Verlegereinband soll auf der Höhe des guten Geschmackes stehen. Es gibt auch solche schon in Deutschland, dank einiger vornehm gesinnter Verleger. Vor allem wehre man sich gegen übermäßige Vergoldung und Verzierung, die als Klischeeprodukt meistens doch nur eine Maske für die schlechte Materialqualität des Einbandes darstellt, und in Gemeinschaft mit den falschen Bünden am hohlen Rücken auftritt, die eine üble maschinelle Nachahmung der alten Handwerkstechnik sind.

Die englischen Kalikoeinbände, die nur als Broschierung gelten, und in die das Buch unbeschnitten „eingehängt" ist, geben ein gutes Vorbild, dem der englische Buchladen sein diszipliniertes Aussehen verdankt.

Stoffe, Stickereien und Teppiche.

In betreff der dekorativen Stoffe und Nadelarbeiten, die im Hause gebraucht werden, gibt es heute keine Schwierigkeit mehr, das Richtige zu finden, da

ein neuer Stand von Künstlern und Kunstgewerblern auch auf diesen Gebieten die Forderung des guten Geschmackes reichlich erfüllt hat. Wir finden Vorhänge, Teppiche, Möbelstoffe und Nadelarbeiten, die in bezug auf die farbigen Eigenschaften und auf die flächenhaft betonte Musterung den Absichten der Raumkunst und der geschmackvollen Wohnungsausstattung vollauf Genüge tun.

Nicht das naturalistische Vorbild entscheidet, sondern die Sprache des Materials, der Technik und die disziplinierte oder rhythmisch geordnete Ornamentierung der Fläche. Ohne die Freiheit der Zeichnung zu beschränken, ist das Gesetz der sinngemäßen rhythmischen Flächenteilung unter allen Umständen verbindlich, sei es, daß es sich um Stoffe handelt, die im Faltenwurf wirken, oder um Wandbespannungen und Teppiche, oder um kleine, gewebte oder gestickte Formen, wie Tischläufer, Decken oder Kissen, deren Gliederung von der quadratischen oder rechteckigen Grundform ausgeht. Auch bei Teppichen hat man recht, wenn man einer möglichst abstrakten, flächenhaften Zeichnung den Vorzug gibt, weil es für unser Empfinden widerwärtig ist, naturalistisch behandelte Blumen unter den Füßen zu haben. Noch schlimmer ist es, wenn figürliche Szenen, wie sie alten Wandteppichen entnommen oder aus Mißverstand neu ersonnen werden, in Fußteppichen auftreten. Eine ruhige Tönung und ungeachtet dessen ein harmonischer Farbengegensatz in der breiten Bordüre und ein eigenartiges Muster zeichnen die guten alten, sowie die künstlerisch hervorragenden neuen Teppiche aus. Hier wie überall hat das abstrakte Ornament seine Berechtigung. Aber es ist klar, daß die Ornamente auch

an natürliche Formen, wie Blumen und Blätter, anklingen und derartige Ideenverbindungen anregen können. Für die Haupterscheinung wesentlich ist, daß die ornamentalen Elemente in rhythmischer, das heißt in architektonisch gebundener Ordnung auftreten. Was die Farbenwahl betrifft, so ist selbstverständlich, daß ungebrochene, klare Farben, von der zartesten bis zur kräftigsten Tönung, den Vorzug verdienen. Um eine koloristische Unruhe im Raum zu vermeiden, wird im allgemeinen der Grundsatz angenommen, daß in einem bestimmten Raum ein Hauptton vorherrscht, der gleichsam als Hintergrund wirkt, auf dem sich die einzelnen kleinen Träger des farbigen Lebens, wie Blumen, Vasen, Bilder, Stickereien, in kräftiger Kontrastwirkung absetzen. Beim Einkauf von Geweben soll die Frage nach der Echtheit des Materials zur Bedingung gehören. Man versichere sich nicht nur über die Material- und die Lichtechtheit, denn je nach der Besonderheit der Fälle kann die Waschechtheit, Schweißechtheit, Bügelechtheit, Reib- und Schmutzechtheit in Frage kommen.

---

20. Winke für die Möbelanschaffung.

Wie allgemein bekannt ist, hat sich in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren ein bedeutender Umschwung in der Möbelproduktion vollzogen, so daß wir im Vergleich zur vorigen Generation gänzlich veränderten Verhältnissen gegenüberstehen. Bis in die neunziger Jahre war die Nachahmung alter Stile unerläßlich. Im Verborgenen blüht auch heute noch diese Nachahmung der alten Stile, die gänzlich industrialisiert ist, so daß selbst die Holzschnitzereien mit der

Maschine billig und schleuderhaft imitiert werden. Im Gegensatz zu dieser traurigen Praxis haben die modernen Künstler seit fünfzehn Jahren an der Schaffung eines neuen, konstruktiven Stils gearbeitet. Den Forderungen des maschinellen Großbetriebes zufolge und wohl auch den sachlichen Bedürfnissen gemäß, haben Formen die Herrschaft erlangt, die sich durch größte Schlichtheit und Zweckmäßigkeit auszeichnen, auf Dekors verzichten, wenn sie nicht eine wirkliche künstlerische Leistung darstellen, die man freilich auf dem Markt nicht anzutreffen hoffen darf. Einfache, glatte Möbelformen also, die sich mehr durch gute, passende Proportionen und durch möglichst saubere Arbeit auszeichnen.

Was den Kostenpunkt betrifft, so wird man im großen und ganzen daran festhalten können, daß jede Sache gut für ihren Preis ist. Man kann nicht außerordentliche Qualität und außerordentliche Billigkeit zugleich beanspruchen. Man muß sich vor Augen halten, daß die wesentlichen Preisunterschiede nicht so sehr durch die Verschiedenartigkeit der Holzsorten, wofern man nur die gangbaren in Betracht zieht, verursacht wird, sondern vielmehr durch die Sorgfalt der Ausführung und durch etwaige Extrawünsche, die der Herstellung besondere Schwierigkeiten auferlegen. Die Kalkulation hat ihren Schwerpunkt derart verschoben, daß die Unterschiede der Holzpreise keinen Ausschlag mehr geben. Die Tarifmäßigkeit der Löhne, die durchgängig gleichen Holzeinkaufsbedingungen, die annähernd gleich hohen (außerordentlich hohen) Regiekosten im Großbetriebe (hundert bis hundertundzwanzig Prozent und noch mehr) haben fast durchweg die annähernd gleichen Preislagen geschaffen, soweit es sich um marktgängige

Ware handelt. Dabei ist zu beachten, daß der Großbetrieb nicht billiger arbeitet als der Kleinbetrieb, er arbeitet nur rationeller und ist daher imstande, den großen Markt zu versorgen. Der einzelne Besteller wird hier und da auf dem Lande oder in einer kleinen Stadt Gelegenheit haben, seine Aufträge an kleine Gewerbetreibende des Tischlerhandwerkes zu erteilen, und er wird oftmals bei guter Arbeit sehr viel billiger davonkommen, sobald er es versteht, mit seinem Tischler geistig zu arbeiten und ihm in bezug auf Form, Anordnung und in sonstigen Geschmacksfragen bindende Vorschriften zu machen. Der Zweck dieser Zeilen ist es ja, den Besteller anzuregen, daß er zum aktiven, zielbewußten Mitarbeiter seines Auftragnehmers wird. Ich will aber gleich hinzufügen, daß nicht jeder in der Lage sein wird, sich mit einem kleinen Betriebe in persönliche Beziehungen zu setzen und auf diese Weise auch materiell vorteilhafte Erfahrungen zu machen. Für die große Masse ist wohl der nächste und bequemste Weg immer der in die Musterlager der vielen neueren Möbelfabriken und Werkstätten, die bereits in allen größeren Städten existieren.

Die große Menge will immer rasch bedient sein und bevorzugt daher das auf dem Lager Vorrätige, weil sie es sofort haben kann. Wenn es sich um Einrichtung ganzer Zimmer handelt, wird man sich allerdings in den häufigsten Fällen entschließen müssen, seine Wünsche mit einem Fachmann durchzuberaten und sich mit der Frist, die zur Anfertigung der Möbel benötigt wird, abzufinden. Die meisten Besteller richten sich darauf ein, daß sie ihre Zimmereinrichtungen in zwei bis drei Monaten geliefert bekommen. Es muß aber ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden,

daß infolge dieser Kurzfristigkeit besondere Qualitätsansprüche nicht erfüllt werden können. Ein gut gearbeitetes Möbel verlangt eine langsame Herstellungsweise. Wer nicht imstande ist, seinen Auftrag mindestens ein halbes Jahr vor der Ingebrauchnahme zu erteilen, muß gewärtig sein, daß sich die forcierte Schnelligkeit der Herstellung in mancherlei Mängeln später rächen wird. Es sei denn, daß der Besteller das Glück hat, geeignete Musterzimmer oder einzelne Möbel, die seinen Voraussetzungen entsprechen, fertig auf dem Lager zu finden.

Die großen und bekannten Firmen stehen in mehr oder weniger festen Beziehungen zu modernen Entwurfskünstlern, welche die herrschende Geschmacksrichtung bestimmen. Oder es sind Musterzeichner angestellt, die ihre Zeichnungen mehr oder weniger den geltenden Grundsätzen anpassen, so daß heute ein erträglicher Geschmack durch die ganze Produktion geht, erfreulicherweise auch dort, wo es sich um ganz maschinenmäßige, großindustrielle, rein zweckmäßige Herstellung handelt, so zum Beispiel in den Fabrikationszweigen für Kücheneinrichtungen und Küchenmöbel, Bureaumöbel und ähnliche Industrien. In den neuen kunstgewerblichen Werkstätten hat der Besteller immer Gelegenheit, seine Wünsche mit einem Angestellten durchzuberaten, ohne Gefahr zu laufen, mißverstanden zu werden. Am beneidenswertesten sind die Besteller, die sich von vornherein der Mitwirkung eines anerkannten kunstgewerblichen Entwurfskünstlers versichern können, denn dann sind sie gewiß, Räume zu bekommen, die aus einem Guß sind, sowohl was die Zweckmäßigkeit, die Form und die Anordnung der Möbel betrifft, als auch die farbige Stimmung der

Räume, die Wahl der Tapeten, der Stoffe, der Teppiche, der Vorhänge usw. Es ist natürlich, daß ein solcher Künstler, dessen Lebensaufgabe es ist, schön gestimmte Räume auszudenken, ungleich bessere Ideen zur Hand hat, als etwa der bloß handwerklich Industrielle, oder der geschäftliche Fachmann. Wer sich also vorweg an einen Künstler wendet, der hat den Vorzug, nicht nur in den Ausstattungsfragen, sondern auch in finanziellen Angelegenheiten, wie etwa der Beschaffung richtiger Kostenvoranschläge usw., einen Anwalt seiner Interessen, auch dem Fabrikanten gegenüber, zu besitzen. Die Entschädigung, die der Künstler von seinem Klienten beansprucht, es sind etwa zehn bis fünfzehn Prozent, kommt auf diese Weise reichlich wieder herein, und ist obendrein durch die Genugtuung aufgewogen, daß der erhöhte künstlerische Geschmack solcher Räume eine dauernde Freude gewährt. Man hat in der Regel nichts zu bereuen, wenn man seinen Künstler gefunden hat.

Mit Beziehung auf das Vorhingesagte können hier nur in ganz allgemeinen Zügen die Preislagen und ihre Unterschiede je nach den durch das Material geschaffenen Bedingungen angedeutet werden. Die gangbaren Hölzer, die gewöhnlich zur Verwendung kommen, sind außer Fichte und Kiefer, die mit einer Farbe gestrichen oder lackiert werden und am billigsten zu stehen kommen, folgende: Eiche, Birke, Ahorn, Mahagoni, Ulme, Birnbaum, Buche und Nußbaum. Die Preisunterschiede zwischen diesen Hölzern spielen nicht so sehr eine Rolle, als vielmehr die Behandlung, die für den Kostenpunkt ausschlaggebend ist. Demnach wird festzuhalten sein, daß Möbel mit Hochglanzpolituren aus einer dieser Holzsorten ungleich höher zu

stehen kommen als die Möbel in denselben Holzsorten, wenn sie nur gebeizt oder mattiert geliefert werden. Der auffallende Preisunterschied erklärt sich einfach dadurch, daß Hochglanzpolituren sehr viel umsichtige und zeitraubende Arbeit erfordern. Gut polierte Möbel können gar nicht rasch geliefert werden, weil das Polieren eine gewisse Trockenzeit erfordert, bis wieder eine neue Schicht, die Überpolitur, aufgenommen werden kann. Wird der Arbeitsprozeß beschleunigt, so ist die Politur nicht haltbar, es scheiden sich nach einiger Zeit die harzigen Bestandteile aus, die auf der Oberfläche als körnige Substanz erscheinen, die Fläche wird trüb und verliert ihr glattes, sauberes, spiegelndes, schmucksteinähnliches Aussehen. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß gewisse Holzsorten ihre volle Schönheit erst in poliertem Zustande zeigen und daher für Polituren prädestiniert erscheinen. Das sind vor allem alle edlen Hölzer, zunächst Mahagoni, dann Ahorn, Birke, Kirschbaum, Birnholz, Erle usw. Eiche, Nußbaum und Buche dagegen werden im mattierten Zustand bevorzugt. Die Hölzer können auch mit Beizen versehen und anders gefärbt werden. Im allgemeinen soll man es vermeiden, einem geringeren Holz durch Farbenbeize das Aussehen von kostbarem Holz zu geben. Es ist auch nicht zu vergessen, daß viele Farbenbeizen, die man aus koloristischen Gründen anwendet und die sich oft durch große Schönheit auszeichnen, nicht immer die Erwartungen in bezug auf Dauerhaftigkeit rechtfertigen. Sie verfärben sich, es sei denn, daß Anilinfarben vermieden werden und nur solche Farben zur Anwendung kommen, von denen man den Beweis hat, daß sie sich unter keinen Umständen verfärben. So zum Beispiel wird graugebeiztes und poliertes Ahorn, das

man eine Zeitlang mit großer Vorliebe angewendet hat, schon nach einigen Jahren gelblich von unausgesprochener Nuance und büßt dabei einen großen Teil seiner anfänglichen Schönheit ein. Weiche Hölzer, wie Fichte und Kiefer, werden, wie schon gesagt, gestrichen oder lackiert, oft bemalt oder einfach mit Firnissen überzogen, um ihren Naturton beizubehalten; das letztere geschieht auch häufig der Billigkeit wegen. Damit es nicht an ein paar Anhaltspunkten fehle, sei hinzugefügt, daß ein Schlafzimmer aus Kiefer oder Fichte, gestrichen, mit gemaltem Ornament versehen, oder weiß lackiert, zwischen 400 bis 700 Mark zu stehen kommt, wobei das Schlafzimmer folgende Möbel enthält: ein Bett, ein Nachtschränkchen mit Marmorplatte, einen Waschtisch mit Marmorplatte, einen Spiegel, eine Kommode und zwei Stühle. In Eiche würde dasselbe ungefähr ein Drittel mehr kosten. Die Möbel eines einfachen Wohn- und Eßzimmers und zwar: ein Sofa, ein Kredenzbüfett, ein Ausziehtisch, ein Armlehnstuhl, vier Stühle würden in gebeiztem oder mattiertem Mahagoni 1000 bis 1200 Mark kosten, in poliertem Zustand etwa 1500 Mark. Darunter sind gut gearbeitete Möbel nach modernem geschmackvollem Entwurf verstanden, die handgearbeitet sind, soweit es sich bei dem heute gänzlich industrialisierten Tischlergewerbe überhaupt denken läßt. Reiche Ausführungen mit Einlagearbeiten usw. müssen den Preis natürlich erheblich steigern. Daneben gibt es sachlich gute, maschinenmäßig hergestellte Fabrikmöbel aus denselben Hölzern von anständigen Formen, die bedeutend billiger zu stehen kommen und durchwegs einem mittleren Publikum empfohlen werden können. Man kann ein Speisezimmer oder ein Schlafzimmer solcherart schon

zwischen 300 bis 500 Mark haben. Unter Umständen noch billiger. Bindendes läßt sich hierüber nicht sagen. Wer in die Lage kommt, der Frage praktisch näher zu treten, studiere die Kataloge unserer bekannten Firmen und er wird alsbald den wünschenswerten Einblick in die Details finden.

Ende.

Die Kunst im eigenen Heim.

Inhalt.

Seite

Vorwort 3
1. Tradition und Neuzeit 5
2. Der Raum 12
3. Die Wand 13
4. Das Bild 16
5. Der Hausrat 18
6. Vorzimmer und Dienerzimmer 32
7. Die Küche 35
8. Der Eßtisch 39
9. Das Speisezimmer 44
10. Der Salon 47
11. Junggesellenheim oder Herrenzimmer . . . 52
12. Das Musikzimmer 59
13. Plastik im Zimmer 64
14. Schlafzimmer und Bad 67
15. Das Kinderzimmer 72
16. Das Töchterzimmer 76
17. Blumen am Fenster 80
18. Die Arbeiter- oder Kleinbürgerwohnung . . 84
19. Käuferregeln 87
20. Winke für die Möbelanschaffung 94

Von demselben Autor sind bisher unter anderem folgende Werke erschienen:

a. Zur modernen Kultur:

Das moderne Landhaus (vergriffen).

Die moderne Wohnung und ihre Ausstattung (vergriffen).

Volkswirtschaft des Talents (R. Voigtländers Verlag, Leipzig).

Vom Empire zum Biedermeier (Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart).

Die schöne Gartenkunst (Verlag J. F. Schreiber, Eßlingen).

Der kleine Tischler (Dürerbund).

Geschmack im Alltag (Verlag Gerhard Kühtmann, Dresden).

Städtebau (Verlag Gerhard Kühtmann, Dresden).

Das neue deutsche Kunstgewerbe. Eine Geschichte der modernen Bewegung (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig).

b. Belletristik:

Wiener Sonette (vergriffen).

Deutsche Kinderreime (Wiener Verlag).

Drei Puppenspiele (Privatdruck im Selbstverlag).

Wenn du vom Kahlenberg ... (Akademischer Verlag, Wien).

Alt Holland (Verlag Klinkhardt & Biermann, Leipzig).

Reise in Dalmatien (Akademischer Verlag, Wien).

Der Wille zum Glück (Verlag Robert Mohr, Wien).

Amsel Gabesam, Roman (Verlag Karl Reißner, Dresden).